Volkssagen
Märchen und Legenden
Niedersachsens.

Gesammelt

von

Herrm. Harrys.

Erste Abtheilung.

Celle.
Verlag von E. H. C. Schulze.
1840.

U. LANDESBIBL.
HALLE
(SAALE)

Hannover.
Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei
bei C. W. Leigener.

L 2,450

Dem

Freiherrn Friedrich **von Reden,**

Doktor der Rechte,

gewidmet.

Einleitung.

Die Sage, theils örtlich, theils hiſtoriſch, unterſcheidet ſich vom Märchen durch Nennung beſtimmter Stämme, Geſchlechter, Perſonen oder Orte. Das Märchen bindet ſich weder an einen beſtimmten Punkt der Geſchichte noch des Bodens und ſendet ſeine Helden nicht ſelten ganz ohne Namen in die Welt; es iſt über die ganze Erde verbreitet und ſo ſehr Gemeingut der Nationen, daß manche ſeiner Blüten faſt in derſelben Geſtalt bei ſehr verſchiedenen Völkern deutſchen und außerdeutſchen Stammes vorkommen.*) Schon dies hätte darauf hinweiſen ſollen, wie fruchtlos und vergebens die Bemühung ſey, Sage und Märchen ihrer wunderbaren Faſſung zu entkleiden, um eine hiſtoriſche Thatſache daraus

*) Wir erinnern an das Märchen, das Shakſpeares Maaß für Maaß zum Grunde liegt und außer in England und Deutſchland z. B. auch in neugriechiſchen Volksliedern vorkommt; ſiehe Altdeutſche Wälder (von den Gebrüdern Grimm. Kaſſel 1813) Band II. S. 181 — 184. vgl. das Gedicht „von zwein Kaufmann" daſ. Bd. I. S. 33—71

hervorzuschälen. Gelänge es auch hie und da, ein nacktes geschichtliches Ereigniß in dem Wundergewebe einer Sage aufzuspüren *), so würde doch auch hier die schwere Frage zu lösen übrig bleiben, wie es gekommen, daß sich das Wunder mit dem geschichtlichen Factum vermählte und in dieser Gestalt, wo Kern und Hülle kaum mehr zu sondern waren, nicht blos von einzelnen bethörten Menschen sondern von den Bewohnern einer ganzen Gegend in treuem Glauben festgehalten und durch Jahrhunderte bewahrt wurde, ja wie es geschehen mochte, daß dieselbe Sage sich in verschiedenen Ländern unter Voraussetzung ganz verschiedner Verhältnisse wieder erzeugte?

Die Forschung, zu welcher Sage und Märchen Anlaß bieten, ist indeß über diese nüchternen Auslegungsversuche längst hinausgekommen und will fortan nicht mehr einen historischen Anhaltspunkt für das Einzelne aufspüren, sondern hat einen Weg eingeschlagen, der das Wunder der Gesammtheit zu

*) S. B. beim Auszuge der hamelnschen Kinder. Vgl. Fr. Sprenger: Geschichte der Stadt Hameln (Hannov. 1826) S. 23—29 und die dort mitgetheilten Notizen über die Wiederkehr derselben Sage in Drancy-lès-Rouis bei Paris und zu Bolfast in Irland.

enträthseln und auf die Zustände hinzuleiten geeignet ist, aus denen sie alle, wenn auch nicht alle gleich unverfälscht und unverkümmert, hervorgegangen sind. Was diesen Überbleibseln des Alterthums zum Grunde liegt, ist eben das Alterthum selbst, der alte Glaube, das alte Recht, die alte Sitte, und nicht blos das christliche Alterthum des deutschen Volks, sondern (und der Regel nach) die heidnische Vorzeit. Man wird es bei offnem, unbefangenem Blicke leicht erkennen, daß in den deutschen Sagen gar Vieles enthalten ist, was sich aus der Gegenwart und ihrer Grundlage, dem christlichen Leben, nicht erklären läßt, und bei näherer Betrachtung wird man in vielen einzelnen Sagenzügen eine Verwandtschaft, nicht selten eine genaue Übereinstimmung mit der nordischen Alterthumswelt in Glauben, Recht und Sitte entdecken. Diese Entdeckung ist auch schon in frühern Tagen gemacht worden und hat dazu dienen müssen, den Beweis zu liefern, daß Deutschland vom Norden entlehnt habe. «Aus dem Reichthum des einen Bruders schloß man, sagt Jakob Grimm*), nicht etwa, daß

*) In der deutschen Mythologie (Göttingen, 1835.)

der andre das Seine verloren, ſondern, daß er gar nichts beſeſſen habe.»

Für das nordiſche Alterthum ſtrömen die Quellen reich und voll; Deutſchland hat, neben andern Verluſten, welche die Verbindung der römiſchen Kaiſer- mit der deutſchen Königskrone über uns gebracht, auch einen guten Theil ſeines Alterthums durch die römiſche Prieſterherrſchaft einbüßen müſſen. Aus vereinzelten Bruchſtücken, die kein Chroniſt überliefert, kein Denkmal verewigt, ſondern der lebendige Volksmund von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt hat, und aus der Vergleichung und Verbindung derſelben mit dem urkundlich auf unſre Zeit Gekommenen muß das Alterthum, ſo viel wenigſtens den Glauben an Götter und göttliche Weſen betrifft, wieder hervorgeleſen werden. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß Deutſchland den Reichthum des Nordens auf ſich übertrage, ohne dazu befugt zu ſeyn, iſt die Forſchung bedacht geweſen, vorerſt das zuſammen zu ſtellen, was unſrer Geſchichte und unſerm Vaterlandsboden eigenthümlich angehört. Erſt als ſich hier eine ſichre Grundlage ergeben, auf der ein Gebäude ſtehen konnte, durfte

auch die nordiſche Mythengeſchichte wieder zu Hülfe genommen werden. Das Reſultat im Großen und Ganzen war, daß Deutſchland urſprünglich einen Götterhimmel hatte, der meiſtens mit guten Weſen bevölkert war und in Liebe und ohne Grauen verehrt wurde. Mit dem Siege des Chriſtenthums war dieſer Götterhimmel nicht mit einem Male erloſchen und weggetilgt, ſondern heidniſcher und chriſtlicher Glaube vermiſchten ſich zuſammen. Allmälig erſt errang der letztere die entſchiedne Herrſchaft und verwandelte, wo er die Reſte des ältern eingebornen Glaubens nicht ganz verwiſchen konnte, dieſelben in dunkle Geſtalten. Urſprünglich getrennte Weſen höherer und niederer Ordnung ſchmolzen in denſelben Namen des Teufels zuſammen, und was der heidniſche Glaube früher den Göttern und ihren Prieſtern zugeſchrieben, das übertrug jetzt der Volksglaube der jungen chriſtlichen Geſchlechter auf gefürchtete Dienerinnen des Teufels, auf Hexen. Wer des Glaubens der Heiden am meiſten bedurft hatte, und nicht im Stande war ſich immer gleichmäßig auf der Höhe der chriſtlichen Weltauffaſſung zu halten, gleichwol aber täglich das Bedürfniß

fühlte, höhere Mächte um sich und über sich zu wissen, der mußte diesen Glauben auch am zähesten festhalten. Es ist dies der kindliche Theil des Volks, sey er es in körperlichem Bezuge, die Jugend, oder in geistigem, der gemeine Mann. Was er vom Vater und Ältervater durch lange Geschlechterreihen empfangen, das pflanzte er auf den Sohn, den Enkel fort, und Alle benutzten die in jenen Überresten des Heidenthums enthaltenen Dogmen, wenn wir so sagen dürfen, um sich durch Anwendung derselben mit Erscheinungen abzufinden, die das Leben täglich vorführte und die zu erklären der schlichte einfache Verstand nicht ausreichte. So läßt sich die Fortbildung, das Umgestalten und das Schaffen der Sage erklären, deren Vermischung mit völlig modernen Zuständen manchmal einen ganz besondern Reiz übt und für die Forschung nicht ohne Gewinn ist.

Wie man nicht alle Sagen, die bei einem Volke vorkommen, den andern desselben Stammes überweisen kann und nicht schließen darf, daß eine den Angelsachsen gehörige Sage auch bei den Alemannen, wiewol beide germanischen Stammes, gänge gewe-

ſen; ſo wird man auch nicht die im Süden Deutſchlands heimiſchen ohne Weiteres dem Norden beilegen können. Schon aus dieſem Grunde empfiehlt ſich die Zuſammenſtellung der vorhandenen Sagen nach einzelnen Ländern und Provinzen. Freilich nicht ſo, daß die politiſchen Grenzen der Gegenwart ſtrenge inne gehalten werden *), ſondern man wird am ſicherſten gehen, wenn man den natürlichen, durch Berge, Flüſſe und Küſten gebotenen Grenzen folgt; denn nur von ſolchen Grenzen konnten einzelne Stämme der Vorzeit umſchrieben werden. Das Sammeln deſſen aber, was den einzelnen Volksſtämmen eigenthümlich ſcheint angehört zu haben, iſt jetzt, wo das Reſultat für das Allgemeine feſtſteht, dasjenige, was Noth thut. Erſt wenn alle Provinzen das Ihrige zuſammengeſtellt, wird ſich ein vollſtändigeres, die Stammeigenheiten ſchonendes Gebäude deutſcher Mythologie aufführen laſſen, das zwar den Mythologien des klaſſiſchen Alterthums immer nachſtehen, aber doch nicht ein ſo ganz geringes und ſcheinloſes Ausſehen haben wird,

*) wie in der ſonſt verdienſtlichen Sammlung preußiſcher Sagen von Tettau und Temme.

wie die Philologen, die nur der helleniſchen und römiſchen Welt Größe, Würde und Glanz zugeſtehen, die Welt möchten glauben machen.

Neben der wiſſenſchaftlich zu berückſichtigenden Seite haben Sage und Märchen noch eine poetiſche. Dieſe fordert, wie jede Dichtung, nur «den Glauben an den Glauben.» Woran ſich das deutſche Volk Jahrhundertelang erquickt und erfreut hat, das muß eine Kraft in ſich tragen, die auch heute noch ſtark genug iſt, zu erquicken und zu erfreuen. Um dieſe Freude zu genießen, bedarf es weiter nichts, als für Augenblicke einmal jenen Glauben an den Glauben, der in keines Kindes Bruſt gefehlt hat, wieder aufzuwecken und durch den Duft der Sage in die blaue Ferne unſers Alterthums zu ſchauen, wo reine, ſtarke, geſunde Naturen in freudiger Kindlichkeit mit ihren Göttern, ihren Helden, ihren Hausgeiſtern traulich verkehrten.

Der Theil Norddeutſchlands, welchen man unter dem Namen Niederſachſen begreift, iſt — mit Ausnahme des Harzgebirges — nicht ſo ergiebig

an poetiſchen Sagen, wie andre Landesſtriche; Manches theilt auch dieſer Boden nur mit dem übrigen Deutſchland. Allein nicht Alles, was er erzeugt hat, iſt Gemeingut, und in den Sagen der flachen Haidegegend iſt eine Eigenthümlichkeit nicht zu verkennen, welche hinreicht, die dieſem Gebiete vorgehaltene Mythen-Armuth zu beſtreiten.

Der Wunſch, die Sagen dieſes Kreiſes zuſammengeſtellt zu ſehen, iſt öfter geäußert; die Erfüllung deſſelben durfte vielleicht nicht lange mehr verſchoben bleiben; denn die mündliche Fortpflanzung der Sage wird ſeltener, je weiter die politiſche Bildung der Völker fortſchreitet, und immer ſchwerer wird es, dem eigentlichen Bewahrer der Sagenſchätze, dem Volke, von ſeinem Reichthum zu rauben.

Wir haben bei Sammlung dieſer Sagen Treue vor Allem im Auge gehabt, und jede Zuthat von den einfachen Volksberichten fern zu halten geſtrebt. Deshalb konnte das Wenige, was aus neuern Sagenſammlungen in die vorliegende übergegangen iſt, meiſt auch nur dem Inhalte nach entlehnt werden: es ſoll in der Umarbeitung keine Kritik

der frühern Sammler liegen, die für andre Zwecke schrieben. Eine kurze Quellen-Angabe haben wir wol mit Grund für nöthig gehalten.

Der Herausgeber ist bei Aufsuchung dieser Sagen von seinen Freunden Karl Gödeke und Günther Nikol, und in Bezug auf die oberharzischen Sagen von dem Herrn G. Schulze, dem Herausgeber der Harzgedichte, *) fleißig und freundlich unterstützt worden. Dankbar, wie er ihnen ist, wird er jede fernere Mittheilung aufnehmen.

---

*) Clausthal, 1833.

1.

Graf Isang.

Mündlich.

Veldeck, Göttingen und seine Umgebungen, II. 96.

Unfern Göttingen, zwischen den Dörfern Seeburg und Berenshausen, liegt der Seeburger See. Einst war er groß und weit, nun wird er jährlich kleiner, aber wie die Fischer sagen, so ist seine Tiefe an manchen Stellen noch immer nicht zu ergründen.

Vordem stand an seiner Stelle die stolze Burg der Grafen von Isang. Der letzte des Geschlechts, der führte ein wildes gottloses Leben, daß er der Schrecken der ganzen Gegend wurde. Einst ritt er um Mitternacht zum Kloster Lindau hinab, stahl sich heimlich in die heiligen Mauern. Da sah er ein süßes Mägdlein knien vor dem Muttergottesbilde, indeß die andern Schwestern schliefen, hub sie auf sein Roß und entführte sie nach seiner Burg. Wie er seinen Willen an ihr vollführt hatte, entdeckte sich, daß die Nonne seine ihm unbekannte

Schweſter war. Da erſchrak ſein Gewiſſen heftig, er ſandte die Nonne mit Golde zum Kloſter zurück, ſchenkte dem Kloſter reiche Gaben, ließ den Altar kleiden und täglich viel Meſſen leſen; aber ſein Herz bekehrte ſich doch nicht zu Gott und bald hub er von Neuem an, ſeinen wilden Lüſten zu fröhnen.

Wie er nun eines Tages in träger Läſſigkeit ſich auf ſeinem Lager wälzte, geſchah es, daß ſein Koch ihm einen ſilberweißen Aal brachte; der Graf meinte, es könne wol eine Schlange ſeyn, ließ ihn bereiten, ſpeiſ'te davon, verbot aber dem Diener bei ſeinem Leben, nichts von dem Gerichte zu genießen. Alsbald nach der Mahlzeit fielen dem Grafen all ſeine begangenen Frevel ſchwer auf's Herz. Ihm ward ſo heiß und eng, daß er nicht Raſt hatte im Schloſſe, nach Luft ſchrie und in den Garten hinab eilte. Da trat ihm ein Bote aus dem Kloſter entgegen, und ſprach: Zu dieſer Stunde iſt Eure tugendhafte Schweſter im Kloſter verſchieden; Euer Frevel hat ſie zu Tode gebracht, ihr letzt Gebet ſprach ſie für Euch. Ach! ſeufzte Graf Iſang, wer nimmt mir mein elend Leben. Als er wieder nach ſeinem Schloſſe zurückgehen wollte, da hörte er auf dem

Schloßhofe ein seltsam Murmeln und Rauschen wie Menschenstimmen, und war ihm, als wenn die Blumen und Blätter sprächen und alles Gethier redete: Enten, Hühner und Gänse im Hofe, Sperlinge und Tauben auf den Dächern. Das kam, weil der Graf von der Schlange gegessen hatte, und nun mußte er die Sprache der Thiere verstehen. Sprach der Hahn: Es ist ein Sünder im Haus, wehe Graf Isang! Riefen die Hennen: Eil, eil Dich, Graf Isang! ehe die Sonne untergeht, werden die Thürme Deines Schlosses fallen, wird Deine prächtige Burg versunken seyn. Bete, Graf Isang!

Ergeben in sein Geschick, schritt Graf Isang zum Schloßhof hinaus und setzte sich auf einen Stein vor der Thür seines Hauses. Da trat der Hahn zu ihm heran, schlug mit dem Fittig und sprach mitleidig: Herr, kannst Dich noch retten, fliehe schnell, doch zieh allein. Soll ich allein fliehen, antwortete Graf Isang, und meine treuen Diener nicht retten? Eil eile! zieh allein! kreischte der treue Hahn.

Der Graf sattelte eben sein bestes Roß und wollte hinaus; da kam der Diener athemlos her-

zu, fiel ihm in die Zügel und wollte den Grafen nicht allein ziehen laſſen, ſondern bat, daß er ihn mitnehme auf ſein Roß. Der Graf aber fragte: Was ruft der Hahn? und der Diener, der trotz des Herrn Verbot von der Schlange gegeſſen hatte, vergaß ſich in der Angſt und ſprach: Willſt Du Dein Leben retten, ſo eil' zur Stunde von hier, doch zieh allein. Verräther, ſchrie der Graf, haſt Du mir doch Dein Wort gebrochen? Nun geh zur Ruh! In dieſem Augenblicke krähte der Hahn wieder gewaltig: Eil, eil, die Sonne ſinkt. Und wie der Graf aufſchaute und ſah, daß die Sonne ſchon ihre letzte Glut auf die Spitzen der Berge goß, da zog er ſein Schwert, ſpaltete dem Diener, der leichenblaß ſich an ſeines Roſſes Mähnen klammerte, das Haupt, und ſprengte über die Zugbrücke zum Schloßthore hinaus.

Auf einer Anhöhe nahe beim Städtchen Gleboldehauſen ruhte er aus, ſein Roß war todt. Da liegt mein ſchönes Schloß, ſprach er mit weinenden Blicken, bin hier ſo ganz allein und mein Herz iſt todesmatt. Was trieb mich denn hinaus? War Alles wol nur ein wüſter Traum. Und wie er

noch ſprach, wankte plötzlich der Hügel und die Erde bebte unter ſeinen Füßen. Glühend roth war der Himmel und der Donner rollte. Erſchrocken floh Graf Iſang weiter, und wie er dann noch einmal nach ſeiner Burg zurückſchaute, da war ſie mit Wall und Mauern und Thürmen in die Tiefe geſunken, und an der Stelle, wo ſie geſtanden hatte, zeigte ſich ein großer See.

Nach dieſer wundervollen Begebenheit bekehrte ſich Graf Iſang und trug Buße ſeiner Sünden im Kloſter zu Gieboldehauſen, dem er verſchrieb, was ihm von Erdengütern noch geblieben war. Noch heute werden nach ſeiner Verordnung reuigen Sündern an einem gewiſſen Tage Seelmeſſen geleſen. Die Fiſcher haben zuweilen Silbergeräthe, Töpfe von alterthümlicher Form und andre Gegenſtände aus der Tiefe des Sees herausgebracht.

2.

Der Tils-Graben.

Mündlich.

Eine ähnliche Sage hat man vom Tils-Graben, einem Erdfall zwiſchen Dahlum und dem Flecken Bokenem, im Amte Wilderlahe. Da wo jetzt der Teich iſt, ſtand der Sage nach eine prächtige Burg. Der letzte Beſitzer derſelben war der wilde Ritter Tils, der ſo ſehr am Waidwerk hing, daß er auch die Feiertage nicht achtete. Der vermaß ſich eines Sonntages — es ſoll am Chriſtfeſte geweſen ſeyn — zu ſagen: er müſſe heute ein Wild erlegen und wenn auch ſeine Burg darüber untergehen ſollte. Aber vergebens jagte er raſtlos bis zum ſpäten Abend mit allen ſeinen Gefährten. Mißmuthig kehrte er zur Burg zurück, und wie er eben an der üppigen Tafel ſein Ungemach vergeſſen hatte, da ſtürzte todtbleich der Koch in den Saal und verkündete: Der Hahn habe gekräht, daß die Burg noch heute verſinken werde. Aber die trunkenen Zecher hörten ſchon nicht mehr auf dieſe, noch auf eine zweite und dritte Mahnung. Der Koch entfloh und kaum war er über die Schloßbrücke

hinaus, als er die Burg mit Allem, was darin war, verſinken ſah. Aus dem weiten Erdſpalt quoll das Waſſer auf und bildete den kleinen See, den ſie jetzt den Tils-Graben, auch wol das Teufelsloch nennen.

Vom Tils-Graben gehen noch mancherlei andre Sagen. Ein Mann aus Bokenem, der ſich am Teiche mit Fiſchen beſchäftigt, erzählte, er habe einſt einen großen ſchönen Fiſch herausgezogen, womit er fortgegangen ſey. Allein je weiter er von dem Graben ſich entfernt, deſto ſchwerer ſey der Fiſch geworden, und endlich habe er vor Erſchöpfung raſten müſſen. Wie er habe weiter gehen wollen, ſey der Fiſch noch immer ſchwerer geworden, ſo daß er zuletzt aus Furcht ſich entſchloſſen habe, wieder umzukehren. Mit jedem Schritt näher zum Graben, ſey auch der Fiſch wieder leichter geworden, und wie er ihn wieder ins Waſſer geworfen, da habe der Fiſch ihm zugerufen: Wenn Du mich nicht wieder zurückgebracht hätteſt, hätt' ich Dir den Hals umgedreht.*)

Einſtmals wurde ein Taucher in den Graben

*) Vergl. die fünf Eichen.

geſendet, der kam in die Tiefe, ſah da die verſunkenen Häuſer mit einer Kirche; in einem großen Saal, vor einem ſteinernen Tiſche ſaß Ritter Tils, alt und grau; ſein weißer Bart war durch den Tiſch gewachſen. *)

Es geht auch die Sage, man habe einmal, um die Tiefe des Waſſers zu ergründen, an viel lange Stricke einen Stein gebunden, und der Stein ſey bei Königsdahlum, über eine Viertelſtunde weit, wieder hervorgekommen.

Das Steigen und Fallen des Waſſers im Tilsgraben gilt den Bewohnern der Gegend zu gewiſſen Zeiten als Zeichen guter oder ſchlechter Erndten.

3.

Die ſchöne Bertha vom Schweckhäuſerberge.

Mündlich.

Zwiſchen Waake, Landolfshauſen und Mackenrode, unweit Göttingen, liegen nicht weit von einander drei Berge, welche die Schweckhäuſerberge genannt werden; einer iſt unter dem Namen der

*) Barbaroſſa im Kyffhäuſer.

lange Schweckhäuserberg bekannt. Auf dem langen Schweckhäuserberge hat früher ein Schloß gestanden, wovon man jetzt aber nur noch wenige Steine sieht. Der letzte Herr auf Schweckhausen hat eine Tochter gehabt, die um ihrer Schönheit willen die schöne Bertha genannt wurde. Um diese Bertha hat einst der ruchlose Graf Isang geworben, aber vergebens. Nun ist aber des Grafen Mutter in den Zauberkünsten wohl bewandert gewesen, und ist auch eine böse, grimmige Frau gewesen. Also gedachte sie, die schöne Bertha in Jammer und Elend zu bringen, weil sie ihren Sohn verschmäht hatte. Sie nahm ihren schwarzen Zauberstab und sagte zu Bertha: Weil Du den Grafen Isang nicht zum Ehegemahl gewollt, so sollst Du nun auch nie und nimmer eines Andern Gemahl werden. Aber ich will Dich in einen Wald bannen auf einen gangbaren Weg, da sollst Du Nachts wandern gehn und rufen: «Hilf mir, hilf mir!» bis Einer zu Dir sagt: «So helf Dir der liebe Gott.» Dann soll Deine Erlösung beginnen. Es muß aber erst noch ein Mann von seiner Frau sterben, die Frau muß sich einem zweiten Mann in die Ehe geben und einen Sohn

zeugen. Der muß ein Pfarrer werden. Wann der zum erſten Male in einer Kirche predigt, alsdann biſt Du erlöſt, nicht eher. Der Weg im Walde, auf dem Du wanderſt, ſoll der ſeyn, der da geht von Ebergötzen nach Böſinghauſen.

Nun iſt Keiner geweſen, der von der ſchönen Bertha den Bann hat nehmen können, und ſie hat wandern müſſen bei Nacht, und bei Tag hat ſie ausgeruht in einer Steinklippe am Walde. Sie hat eine Flaſche Weines und ein Brod gehabt und jeden Morgen iſt die Flaſche voll angefüllt geweſen und hat ein friſches Brod auf ihrem Laubbette gelegen. Es iſt aber bald nachher die Gräfin Hildegard zu Wagen des Weges gekommen, und Bertha hat an der Steinklippe gerufen: Hilf mir, hilf mir! Darüber hat der Lenker die Spur verloren, iſt auf die Steinklippe gerathen, von wo dann der Wagen ſammt Menſchen und Pferden mit einem furchtbaren Krachen hinabgeſtürzt und unten Alles zerſchmettert iſt. An dieſem Steine kann man noch heutgen Tages folgende Schrift leſen:

HANS DANNE: IAKOP KANNEN 1603. 1504.

Es ſtehen noch mehr Buchſtaben daran geſchrieben,

die ſind aber verwittert. Nicht lange darauf iſt auch der ſündhafte Graf Iſang in Elend gerathen und in das Kloſter Gieboldehauſen gezogen.*) Aber die arme Bertha hat fort und fort wandern müſſen und rufen: Hilf mir, hilf mir! So ſind Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte verlaufen und iſt nicht anders mit ihr geworden. Es ging auch bei Nachtzeit keiner mehr in den Wald, weil da ſeit 300 Jahren eine verzauberte Jungfrau umgehe, vor der man ſich fürchten müſſe.

Einmal begab es ſich, daß ein tapfrer Reuter im Wirthshauſe zu Ebergötzen einkehrte, traf da gute alte Bekannte, die erzählten ihm auch von dem Geſpenſte, das da im Walde nach Bösinghauſen gehe und immer hilf mir, hilf mir! rufe. Der Reuter hat über die Furcht ſeiner Kameraden gelacht und geſagt: Wenn das Geſpenſt Hülfe nöthig hat, ſo will ich doch ſehen, ob ich ihm nicht helfen kann. Er hat darauf noch ein Glas getrunken und iſt gutes Muths in den Wald geritten. Es hat auch nicht lange gewährt, ſo hat er rufen gehört «hilf mir, hilf mir!» Wer kann Dir helfen? «Ach,

*) Die wenige Sage.

Keiner!„ So helf Dir der liebe Gott. Kaum hat der Reuter die Worte gesagt, so hat auch die schöne Bertha hinter ihm auf seinem Pferde gesessen und sich fest an ihm gehalten.

Da ist dem Reuter doch ein leises Grauen angekommen, aber die schöne Bertha hat ihn bald beruhigt, hat ihm ihre ganze Geschichte erzählt, und wie er, der Reuter, ihre Erlösung begonnen hätte, und wie er nun weiter für sie thun solle: Ihr müßt reiten nach Waake, hat sie gesagt, in die Straße, die nach Mittag liegt und zum Sieke genannt wird. Da müßt Ihr in das letzte Haus an der Straße gehn, da wohnen zwei Leute, Mann und Frau, die keine Kinder haben. Wann Ihr in der Stube seyd, wird auch der Tod herein kommen, vor dem aber braucht Ihr Euch gar nicht zu fürchten, denn Ihr werdet ihn sehen, der Mann und die Frau aber nicht. Der Tod wird alsdann hinter den Mann treten und ihm in den Buckel klopfen, worauf der Mann krank werden und sterben wird. Wenn dann der Tod wieder hinausgeht und Euch winkt, so müßt Ihr ihm folgen, denn er wird Euch draußen sagen, wie viel Jahre bis zu meiner Er-

löſung noch verlaufen werden. Davon ſollt Ihr mir in der folgenden Nacht eine Nachricht geben. Dem Reuter iſt das Alles ſehr wunderbar vorgekommen, aber er hat der armen Bertha doch gern aus ihrem Elend verhelfen wollen; iſt alſo zum Sieke geritten, und wie er ins letzte Haus gekommen iſt, ſo haben da richtig Mann und Frau am Tiſche geſeſſen. Er hat ſie um Quartier, blos aus Vorwand, angeſprochen, und eh' er ſichs verſehen, iſt die Thür ganz ohne Geräuſch aufgegangen und der Tod hereingetreten. Der iſt ein langer, hagrer Mann mit blaſſem, eingefallenen Geſichte geweſen, hat einen langen, grauen Rock und in der Hand ein ſpaniſch Röhrlein mit einem Todtenkopfe als Knopf getragen. Den Reuter hats kalt überrieſelt, aber der Mann und die Frau haben den Tod nicht geſehen. Alſo tritt der Tod leiſe hinter den Mann, klopft ihm dreimal mit ſeinem ſpaniſchen Rohr in den Rücken, da ſchüttelt ſich der Mann und ſagt: mich fröſtelt. Drauf geht der Tod wieder hinaus, der Reuter ihm nach. Draußen ſagt der Tod: Mein Freund, Du kannſt nun wieder zum Walde reiten und der verzauberten Bertha das Folgende

berichten: Dieſer Mann wird nun ſterben und ſeine Frau wird einen Andern ehelichen, dem wird ſie einen Sohn zeugen, der wird ein Pfarrer werden und ſobald er 22 Jahre gelebt, eine Predigt halten. Dann wird die ſchöne Bertha erlöſt ſeyn. Der Reuter hats gut ausgerichtet, und die ſchöne Bertha hat ihm viel tauſend Mal gedankt und ihn gebeten, daß er noch einmal wieder zu ihr kommen ſolle. Er iſt aber nicht wieder gekommen, und der Tod, ſein Freund, wird ihm auf der nächſten Wahlſtatt wol auch mit ſeinem Röhrlein in den Buckel geklopft haben. Genug, es iſt Alles genau ſo eingetroffen, wie der Tod geſagt hatte, und wie die Zeit um geweſen iſt, ſo iſt der Tod der ſchönen Bertha ſelber in ihrem Steinlager erſchienen und hat zu ihr geſagt, daß ſie nun aus ihrem Zauber erlöſt ſey und wieder unter die Menſchen gehen könne. Aber die Menſchen ſind ihr fremd geworden in der langen Zeit; ſie hat nur noch ein Jahr nach ihrer Erlöſung gelebt und iſt unter der Steinklippe begraben.

4.

Wallfahrt nach den Schweckhäuſerbergen.

Mündlich im Göttingenſchen.

Es iſt alte Sitte, daß die Einwohner aus den Dörfern Waake, Landolfshauſen und Mackenrode am erſten Oſtertage nach den Schweckhäuſerbergen ausziehen. Sie wiſſen darüber folgende Sage. Die erſten Herren auf den Schweckhäuſerbergen hatten ihre eignen Pfaffen und Tempel. Es iſt aber damals noch im Haidenthume, ihr Gottesdienſt alſo ein Götzendienſt geweſen. Im Tempel hat ein großes Bild geſtanden wie ein rieſiger Mann, das iſt inwendig hohl geweſen. Durch einen verborgenen Gang unter der Erde hat der Pfaffe in dieſes Bild ſteigen können und daraus geredet. Er hat auch in dem Bilde machen können, daß es mit der Zunge, auch mit dem Munde und den Händen ſich bewegt hat, ſo daß die Leute geglaubt haben, das Bild bewege ſich von ſelber und thäte auch das Reden. Da ſind denn immer am erſten Tage in Oſtern viel Menſchen von der Umgegend nach den Schweckhäuſerbergen gepilgert, um den Abgott zu hören. Und aus alter Gewohnheit wallt das Volk

noch immer am erſten Oſtertage nach den Schweckhäuſerbergen.

5.

Zwerge in den Schweckhäuſerbergen.

Mündlich daſelbſt.

In den Schweckhäuſerbergen hat es auch Zwerge gegeben, die darin in ſonderbaren Höhlen gewohnt haben. Die Höhlen ſind noch in den Bergen, ſie ſollen voll wundervollen Edelgeſteins, Goldes und Silbers ſeyn. Da ſich aber die Zwerge nicht mehr ſehen laſſen, — ob ſie ganz verſchwunden ſind, weiß man nicht, — ſo ſind auch die Höhlen nicht mehr aufzufinden. Vor langer Zeit iſt auf den Schweckhäuſerbergen bei dem Herrn auf Schweckhauſen ein Hirt im Dienſte geweſen, auch ein Schäfer. Der Hirt hat eine Tochter gehabt, der Schäfer einen Sohn, die ſich ſehr gut geweſen ſind. Es iſt aber zu der Hirtentochter immer ein Zwerg gekommen, ungeſtaltet und häßlich, der hat ſie zur Frau haben wollen, hat daher immer viel ſchöne Sachen von Gold und Silber mitgebracht. Das Mädchen aber, dem doch ihr Schäfer weit lieber war, hat ſich ſehr

betrübt, daß der Zwerg um ſie geworben hat, weil der eben ſo mächtig wie häßlich war. Die Mutter hat auch nicht gewollt, daß ihre Tochter einen Zwerg heirathen ſollte, und wie der Zwerg wieder eines Tages gekommen iſt mit noch ſchönern Sachen, hat ſie ganz ärgerlich geſagt: Ihr braucht nur gar nicht wieder zu kommen, meine Tochter kriegt Ihr doch nicht zur Frau. Da hat der Zwerg ganz gelaſſen geſagt: Wenn ich wieder komme und Ihr wißt wie man mich nennt, ſo will ich dann nie wieder kommen und Eure Tochter auch nicht heirathen. Wenn Ihr aber meinen Namen nicht wißt, ſo werde ich wieder kommen und Eure Tochter mit Gewalt zur Frau nehmen. Damit iſt er fortgegangen. Die Hirtenfrau aber hatte dem jungen Schäfer ſchon öfter geſagt, er ſolle genau Acht geben, woher der Zwerg komme und wohin er ginge. Das hatte der Schäfer auch ſchon öfter gethan, aber immer war der Zwerg zuletzt plötzlich weg geweſen. Alſo hütete der Schäfer an eben dem Abende, wo der Zwerg mit ſeinem Beſcheide weggegangen war, an den Bergen ſeine Schafe, — die Sonne war ſchon am Untergehen, — da kommt plötzlich der

Zwerg wieder daher. Der Schäfer giebt genau Acht und ſchleicht ihm auch langſam nach. So tritt der Zwerg an einen Steinfelſen und iſt auf einmal verſchwunden. Nun geht aber der Schäfer ganz nahe an den Felſen, da ſieht er eine purpurrothe Blume, die duftet ganz herrlich und leuchtet wie ein Stern. Aber nirgend ſieht er einen Eingang in den Felſen. Auf einmal hört er in dem Berge ein Klingen wie von Gold und Silber und dazu ganz vernehmlich den Zwerg ſingen:

Hier ſitz ich, Gold ſchnitz ich,
Ich heiße Holzrührlein, Bonneführlein.
Wenn das die Mutter wüßt,
So behielt' ſie ihr Mägdlein.

Das merkt ſich der Burſche, läuft nach Hauſe und erzählt's noch denſelben Abend der Mutter ſeiner Liebſten. Wie nun nach ein paar Tagen der Zwerg wieder kommt und mit recht hämiſchem Lachen die Hirtenfrau fragt: ob ſie denn nun ſeinen Namen wüßte, da ſagt die Frau ganz kurz: Wie mögt Ihr wol heißen? Ihr heißt Holzrührlein, Bonneführlein. Wie die Frau das geſagt hat, iſt der Zwerg verſchwunden und iſt auch nie wiedergekommen. Die rothe Blume auf dem Steinfelſen hat

der Schäfer auch nie wieder gesehen, aber er hat die Hirtentochter geheirathet und ist lange glücklich mit ihr gewesen.

Es hat sich auch noch Folgendes mit einem Zwerge zugetragen. Einmal haben zwei Dreſcher in der Scheune Erbſen gedroſchen. Wie ſie nun die Erbſen auf den Wurfhaufen gebracht haben und mit Werfen bald fertig gewesen ſind, haben ſie doch noch immer keine Erbſen auf der Scheune gehabt. Nein, ſagt der Eine, das geht nicht mit rechten Dingen zu, und wirft ganz verdrießlich ſeine Wurfſchaufel auf die Scheune hinauf. In demſelben Augenblicke ſieht er da auch einen Zwerg ſtehen, der hat einen Sack neben ſich und ſammelt alle Erbſen darein. Das war aber davon gekommen, daß der Dreſcher dem Zwerg ſeine Nebelkappe abgeworfen hatte; alſo war er ſichtbar geworden; denn die Zwerge können nur ſo lange von den Menſchen nicht geſehen werden, wie ſie ihre Nebelkappen auf haben. Das hat der Knecht gewußt, iſt deshalb ſchnell hingelaufen und hat die Nebelkappe aufgenommen. Da hat ſich der Zwerg geſchwind davon machen müſſen und hat den Sack und die

Erbsen müssen stehen lassen. Der Knecht aber hat die Nebelkappe dem Herrn auf Schweckhausen gebracht, wo sie gut aufbewahrt wird.

6.

Die Zwerge bei Hitzacker.

Geschriebene Chronik der Stadt Hitzacker.

Es ist eine alte Sage, welche alte Leute von ihren Großeltern und diese wieder von ihren Vorfahren gehört haben, daß vor Zeiten in den Bergen um Hitzacker und besonders in dem Schloßberge kleine unterirdische Leute als Zwerge sich aufgehalten haben, welche sich zwar sehr selten sehen lassen, doch aber gegen die Einwohner dieses Orts sehr gutthätig sich erwiesen und mit ihrem Hausgeräthe bei Hochzeiten und andern dergleichen feierlichen Handlungen an die Hand gegangen.

Insonderheit wird von ihnen erzählt, daß sie den Bürgern, wenn sie brauen wollen, auf ihr Begehren eine Braupfanne geliehen und hätte man in solchen Fällen nur einen Dienstboten oder Kind nach dem Berge geschickt, welche jene unsichtbaren Einwohner im Namen dessen, so dieser Willfahrung

bedürftig geweſen, einen Gruß vermeldet mit der Bitte, die gedachte Pfanne oder anders Hausgeräthe auf ein paar Tage zu leihen. Hierauf nun ſey der Bote wieder zurückgegangen, und hat man des folgenden Morgens oder bald hernach das Verlangte am Berge ſtehend gefunden.

Wenn man nun ſolches gebraucht, hat man es wieder an die vorige Stelle gebracht, auch einen Krug friſch Bier mit einem friſchen Brode darein geſetzt, nebſt einer Dankſagung im Namen des Hauswirths und der Wirthin. Die unterirdiſchen Zwerge haben dann ſolches geliehene Geſchirr wieder in den Berg genommen, jedoch ganz unvermerkt, ſo daß kein Menſch erfahren können, wie es damit zugegangen.

Als einſtmalen ein Handwerksburſche vorüber gegangen, hat er die Pfanne nebſt Bier und Brod allda, ehe die Zwerge ſie abgeholt, gefunden, und weil er vor Hunger und Durſt ganz ermattet, ſich daran erquickt; hat ſich dann aber ſehr undankbar und unverſchämt erzeigt, und die Pfanne ganz verunreinigt, weshalb denn auch nach der Zeit man die Pfanne nicht mehr wie vormals gefunden, ſon-

dern bemerkt hat, daß den Bürgern vielmehr Schaden zugefügt und ihnen von den Unterirdiſchen das Bier in den Kellern ausgeſchöpft wurde. *)

Bald darauf kam auch ein klein Männlein zu dem Fährmann und begehrte von ihm, des folgenden Tags auf beſtimmte Zeit und Stunde mit der Fähre an gedachtem Orte ſich einzufinden und um genugſame Bezahlung etliche Perſonen überzufahren. Als der Fährmann abgeredeter Maßen ſich am Berge eingefunden, iſt eine faſt unzählige Menge kleiner Leute in die Fähre gegangen, ſo daß er nichts als die Köpfe ſehen können, und er darauf befehligt, die Männlein ans jenſeitige Ufer überzuſetzen. Nachdem er ſolches etliche Male wiederholt, iſt ihm von dem kleinen Männlein eine reichliche Belohnung an Gelde gegeben, und nach der Zeit hat man nichts mehr von ſolchen unterirdiſchen Einwohnern und Zwergen vernommen. **)

Sonſt ſollen ſie auch den ungetauften Kindern ſehr nachgeſtanden ſeyn und dieſelben zum öftern vertauſcht haben. So berichtet man von dem lange

*) Vergl. die Zwergklüften in den Harzſagen.

**) Vergl. Zwergüberfahrt.

verſtorbenen Bürgermeiſter Johann Schultzen, man habe, als ſeine Mutter mit ihm in den Wochen gelegen, wahrgenommen, daß in der Nacht ein ganzes Heer kleiner Leute in's Haus gekommen, ſich um den Feuerheerd geſetzt, Feuer angeſchlagen und angezündet, und dabei ein kleines Kindlein gewärmet, welches ſie gedacht umzutauſchen. Als aber die Mutter darüber aufgewacht und eben das Kraut Orant in der Wiegen gehabt, hätten ſie deren Kind nicht mit fortbringen können, ſondern fallen laſſen, wovon es auch ein Zeichen an dem einen Augbraunen behalten.

7.

Die goldne Wiege.

Geſchr. Chronik der Stadt Hitzacker.

Vom Weinberge bei Hitzacker geht ein altes Gerücht, daß darin eine goldne Wiege, ſo noch von den unterirdiſchen Zwergen zurückgelaſſen, ſich befinde. Sie iſt alle Johannis-Nacht zwiſchen zwölf und ein Uhr in der Nacht am Berge zu ſehen, ſobald aber ein Menſch das geringſte Wort dabei ſpricht, verſinkt ſie alſobald wieder mit dem darin

liegenden Schatze, und ein groſser schwarzer Hund sitzt darauf mit hellfunkelnden feurigen Augen.

Einstmals hatten sich zwei Kameraden besprochen, die Wiege ganz in der Stille, ohne einen Laut, fort zu holen; sie sind aber durch das Blendwerk des Teufels, da solcher einen Galgen über ihnen aufgerichtet und sie darin zu hängen gedräuet, dran verhindert worden. Denn da sie vor Angst um Hülfe gerufen haben, ist die Wiege sofort wieder versunken.

8.

Zwergüberfahrt.

Mündlich.

Zu Offensen beim Kloster Wienhausen lebte ein reicher Bauer, der hatte ein Schiff auf der Aller. Eines Tags kamen Leute zu ihm und forderten, er solle sie über das Wasser schiffen. Zweimal führte er sie über die Aller, jedesmal nach der groſsen Wiese, die sie Allerau nennen. Als der Bauer zum zweiten Male übergefahren ist, sagt einer von den Leuten zu ihm: Willst Du nun eine Summe Geldes haben, oder willst Du nach Kopfzahl bezahlt

seyn? Ich will lieber 'ne Summe Geldes nehmen, antwortete der Bauer. Da nahm einer von den Leuten seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. Du hättest Dich doch besser gestanden, wenn Du nach Kopfzahl gefordert hättest, sagte der Mann, und der Bauer, der vorher nichts gesehen hatte und dem es so leicht in seinem Schiffe vorgekommen war, als ob er nichts darin gehabt, sah die ganze Allerlau von kleinen Menschen wimmeln. Das sind die Zwerge gewesen, die weiter gezogen sind. Von der Zeit an haben die Leute in dem Bauerhofe noch immer so viel Geld gehabt, daß sies nicht verzehren konnten. Aber nun sind sie so einer nach dem andern ausgestorben, und der Hof ist verkauft.

9.

Zwerghöhlen.

Mündlich.

Auf dem Gipfel des Oberberges, der zwischen dem Flecken Coppenbrügge und dem braunschweigschen Dorfe Bessingen liegt, befinden sich zwei hohe, nebeneinander stehende Kalkstein-Felsen, die rund

und wie zwei coloſſale Säulen emporragen. Sie führen ſeit undenklichen Zeiten den Namen Adam und Eva. Der Landmann erzählt, daß in der darunter befindlichen Felshöhle ehedem Zwerge gewohnt und arme Holzträger öfters Geld in kleinen Becken vor den Zwerghöhlen ausgeſtellt gefunden hätten. Als aber Buben freventlich Steine in und vor die Öffnung geworfen hätten, wären die Zwerge fortgegangen und verſchwunden. *)

10.

Der Glockenſee.

Gottſchalks Sagen der Deutſchen 1, 48. Nach mündl. Überlieferung.

Im Dorfe Moringen im Göttingenſchen findet ſich in einem Garten ein Teich, der Opferteich genannt. In frühern Zeiten wurde in ſeiner Nähe unter großen Eichen Gericht gehalten; von den Opfern, die ihm gebracht wären, ſoll er auch den Namen erhalten haben. Der Teich iſt ſehr tief, hat gar keinen ſichtbaren Zufluß, aber reichliche unterirdiſche Quellen.

*) Vergl. ſpäter Zwerge im Reinkberge.

Man erzählt, daß es alljährlich, in der Weihnacht, von zwölf bis ein Uhr in ſeiner Tiefe läute.

Die Mönche des Tempelherren-Kloſters, das vor Zeiten dort geſtanden, hatten nämlich einmal eine neue Glocke gießen laſſen und in dem noch ſtehenden Kirchthurme aufgehängt. Sie vergaßen aber, nach alter Sitte ſie vor dem Gebrauche zum Gottesdienſte einzuſegnen und zu taufen. Nun wollten ſie die Glocke zuerſt in der heiligen Weihnacht zur Chriſtmeſſe gebrauchen. Aber kaum hatte ſie den erſten Klang gethan, ſo wurde ſie wie durch eine wunderbare Kraft losgeriſſen, ſtürzte zum Schallloche des Thurmes hinaus und in den Opferteich.

Da liegt ſie bis auf den heutigen Tag. In jeder Weihnacht aber hebt ſie ſich in die Höhe, läutet, und verſinkt wieder. Seit der Zeit iſt auch der Gottesdienſt in der Kirche in Verfall gerathen und das Tempelherren-Kloſter aufgehoben. Auch kann ihrentwegen kein Fiſch in dem Teiche leben.

Bei hellem Wetter haben Einige die Glocke in der Tiefe des Waſſers liegen ſehen; auch kann

man noch an der Seite des Schalllochs die Spuren ihres heftigen Durchflugs wahrnehmen.*)

11.

Der beſſoiſche Meerpful.

Letzner Daſſelſche Chronik. Erfurt 1596. V. 13. VIII. 9.

Die alten Bauern in Daſſel ſagen von einem in der Nähe gelegenen, unergründlichen Meerpfule, welcher der beſſoiſche genannt wird, daß der leibhaftige Teufel darin wohne. Ein achtzigjähriger Mann erzählte, daß einſtmals ein Bauer von Leuthorſt an einem Sonnabend, länger als der Brauch geweſen und nachdem man ſchon zur Veſper geläutet, neben dieſem Pfule gepflügt und nicht eher davon habe ablaſſen wollen, als bis der ganze Acker ausgepflügt ſey. Er habe auch wol nach gottloſer Bauern Art mehr des Teufels als Gottes Hülfe angerufen, und als die Pferde, matt und müde,

*) Ähnlich dem letzten Theile dieſer Sage iſt die von der Teufelsgrube bei Ricklingen unweit Hannover; in dieſem unergründlichen, mit Waſſer gefüllten Erdſpalt, in welchen der Teufel die Kirche geſtürzt haben ſoll, hört man's am Pfingſt- und Oſtermorgen läuten. Vgl. auch die folgende Sage, am Ende.

nicht mehr fortgekonnt, ſie mit dem Teufel bedroht und beides Pferde und Jungen mit unchriſtlichem Fluchen und Schlägen über die Maßen genöthigt. Da ſey ganz unverſehens ein großer ſchwarzer und ſtarker Gaul aus dem Meerpful geſtiegen, und der gottloſe Bauer habe ſofort dem Jungen beim Pfluge mit ganz ungeſtümen Worten befohlen, den ſchwarzen Gaul in aller Teufel Namen vorzuſpannen, der Meinung, alſo den Acker, eh' er Feierabend mache herumzupflügen. Sobald nun der Junge, der kläglich geweint und viel lieber nach Haus gezogen wäre, denn daſelbſt länger zu verharren, den ſchwarzen Gaul angeſpannt, iſt derſelbe friſch und gewaltig fortgegangen, und hat die Pferde mit ſammt Pflug, Bauern und Jungen in das grundloſe Meer hinabgezogen und hat Niemand ſagen können, wohin das Alles gekommen ſey.

Auch erzählen die Alten, wie ſie das von ihren Voreltern gehört, daß der böſe Feind von dem Kirchthurme zum Portenhagen eine Glocke, die man vor andern heilig und kräftig gehalten, in dieſen unergründlichen Pful ſoll geführt haben. Sie iſt von lauterm Golde und der Teufel entwandte ſie dar-

um, daß ſich die Menſchen ihrer nicht mehr bedienen könnten. Einſt erbot ſich ein Taucher, ſich in's Meer hinabzulaſſen und die verſenkte Glocke mit Stricken zu faſſen; alsdann ſollten die Leute ziehen und alſo der Glocke wieder mächtig werden. Als er aber nach einer Weile wieder herauskam, berichtete er: unten in der Tiefe ſey eine grüne Wieſe geweſen, woſelbſt er die verlorene Glocke auf einem Tiſche ſtehend geſehen; ein böſer ſchwarzer Hund habe dabei gelegen, ſie zu bewachen. Auch hätte ſich daneben ein Meerweib erſchrecklich ſehen und hören laſſen und geſagt: es ſey noch viel zu früh, die Glocke von dannen abzuholen.

12.

Die Glocke zu Coenhauſen.

Doſſ. Chr. 13. B. 18. Cap.

In der Kirche zu Coenhauſen (in der Grafſchaft Daſſel) lieſt man an einer Glocke folgende Inſchrift: Ich rufe den Lebendigen, beweine die Todten und vertreibe den Donner.

Das Volk hat daſelbſt von jeher ein groß Vertrauen auf dieſe Glocke geſetzt und iſt der Meinung, daß ſobald die Glocke in Ungewitters Zeiten geläutet, der Donner um des Läutens willen aufhören müſſe. *)

13.

Die ſieben Trappen.

Mündlich.

Dicht bei dem Dorfe Benthe, im Fürſtenthum Calenberg, ſieht man mitten im Felde ſieben aufrecht ſtehende Steine. Damit hat es dieſe Bewandtniß.

Einmal kam ein Ackermann mit ſeinem Knechte des Wegs, ſie hatten Dies und Jenes geſprochen, und wie ſie an der Stelle waren, wo jetzt die ſieben Steine ſtehn, ſagte der Knecht zufällig, daß er noch ein gut Theil ſeines Lohnes zu fordern habe. Deſſen wollte der Herr ſich nicht bewußt ſeyn, aber der Knecht behauptete es ſtandhaft, und es war auch ſo. Da ſagte der Ackermann: ſo ſoll der Teufel mich beim ſiebenten Schritte in die Erde ſchlagen,

*) Weit verbreiteter Glaube.

wo ich Euch Euren Lohn nicht redlich bis auf dieſe Stunde ausbezahlt habe. Der Knecht antwortete nichts weiter, beim ſiebenten Schritte aber erhub ſich ein fürchterlich Krachen und Getöſe, die Erde öffnete ſich und verſchlang den gottloſen Betrüger; ſchloß ſich auch gleich wieder, daß der Knecht dreiſt darüber weggehen konnte.

Zum ewigen Andenken an dieſe Begebenheit ſind die ſieben Steine in die Erde gelegt, der Platz aber wird die ſieben Trappen genannt. Die Gemeinde Benthe hat ſeitdem die Verpflichtung gehabt, für die Erhaltung der Trappen zu ſorgen, wofür ſie bis auf den heutigen Tag alljährlich von dem Amte Calenberg einen halben Scheffel Roggen erhält.

Noch jetzt ſagen die Bauern, daß es Nachts bei den Trappen ſpuke; daher denn auch bei Nachtzeit Keiner gern vorüber gehe.

14.

Der nächtliche Pflüger.

Mündlich, im Calenbergſchen.

In der Feldflur des Dorfes Herkendorf wird Nachts ein wunderbarer Ackersmann geſehen. Der pflügt unter Geſtöhn und Seufzen und glüht wie ein Feuer ſammt ſeinem Pflug und den Pferden. Bei den Bauern iſt die Sage, dieſer Ackersmann habe bei Lebenszeiten ſeinem Nachbar ein ganz Stück Land abgepflügt und ſo an das Seinige gebracht. Nun ſey er geſtorben und verdammt, jede Nacht ſo lange in Feuer und bei großen Leiden zu ackern, bis er dem Nachbar das unrechtmäßig genommene Land wieder zugepflügt habe. Aber wenn er auch arbeitet, daß ihm der Schweiß rinnt, ſo kann er doch in einer Nacht nicht mehr wie eine Krume Land, juſt ſo groß wie eine Linſe, wieder zurückpflügen, und hat doch nicht eher Ruhe, als bis das ganze Land wieder abgepflügt iſt. Das wird alſo noch lange währen.

15.
Der Zaunhaſe.
Mündlich.

Die Bewohner des Dorfes Böſinghauſen im Göttingenſchen erzählen von einem Zaunhaſen, der ſich in einem Zaune nicht weit vom Rumannſchen Hofe aufhalte. So oft einer aus dem Hauſe ſterben ſoll, oder auch wenn ihm ein Unheil bevorſteht, läßt ſich der Zaunhaſe auf dem Hofe ſehen. Das iſt noch jedesmal eingetroffen. Seine Farbe iſt die eines andern Haſen, aber er iſt ſo groß, wie ein großer Hund. Ein Mann aus Waake, der einmal bei Nacht über die Wieſe ging, hat erzählt, daß er den geſpenſtiſchen Zaunhaſen auf der Wieſe geſehen habe; er ſey ſo groß geweſen, wie ein Eſel.

16.
Umgehen.
Mündlich.

Ein alter Bauer in Baſſum, der einen Streit mit ſeinem Sohne vorgehabt hatte, ſtürzte ſich aus dem Fenſter, und mußte nun umgehen und konnte

keine Ruhe finden. Da brachten ſie ihn in den Wald unter einen großen Stein. Alle drei Jahre kommt er da hervor und darf jedes Mal einen Hahnentritt näher zu ſeinem Hofe kommen. Wenn er nun wieder auf ſeinem Hofe angekommen ſeyn wird, ſo hat er für immer Ruhe. Er iſt ſchon nicht weit mehr davon. Hinter der Hecke hat er oft Menſchen feſt gehalten.

17.

Das weiße Kind.

Mündlich.

Bei Scheuen am Bache geht ein weiß Kind, das die Menſchen verleitet; erſt iſt es ſo groß, wie ein kleines Kind und wird dann immer größer, bis es ſo groß iſt, wie ein ordentlicher Menſch. Das iſt ganz kreideweiß.

Zwei Bauern kamen ſpät Abends vom Holze heimgefahren und wollten nach Scheuen zu; als ſie an eine moraſtige Wieſe gelangt waren, fingen die Pferde an zu ſchnauben und ſich zu ſträuben, denn vor dem Wagen ſtand ein kleines ſchneeweißes

Kind. Der eine Bauer fragte den andern, was er ſehe? — Ein weiß Kind, was ſoll ich thun? — Der andre, ein wilder Menſch, der ſich vor nichts ſcheuete, rief ſeinem Gefährten, der die Peitſche führte, zu: Haue zu; und als dieſer mit der Peitſche nach dem weißen Kinde ſchlug, verſchwand es.

18.

Der weiße Geiſt.

Mündlich, in der Halde.

In einem Dorfe konnten die Leute keinen Paſtor haben; kam ein neuer, ſo kam des Abends ein weißer Geiſt und frug ihn vorwärts und zurück, und wenn der Paſtor nicht mehr aus und ein wußte, ſo drehte der Geiſt ihm den Hals um. Viele Paſtore waren ſchon im Dorfe geweſen, da kam wieder ein neuer, ein junges Blut. Den ließ es um die Stunde nicht ruhn und nicht raſten; er mußte hinauf in die Stube; aber da war ſeine Magd ſchon oben und ſaß hinterm Ofen. Der Geiſt fragte den Paſtor vor und zurück, bis er nicht

mehr antworten konnte. Da ſagte die Magd: Herr, habt Ihr denn den Spruch ganz vergeſſen:

Weicht Ihr trauren Geiſter,
Denn mein Freudenmeiſter
Jeſus tritt herfür.

Von Stund an war der Geiſt verſchwunden.

19.

Der Waldgeiſt.

Vaterl. Arch. 2. 250.

In dem Walde zwiſchen Marke und Elvershauſen, im Amte Weſterhof, geht ein weibliches Geſpenſt. Ein alter Mann erzählte, was ſeinem Sohne einſt begegnet war. Als der ſpät Abends auf dem Heimwege an die Lichtung in der Mitte des Waldes kam, ſah er auf einem alten Eichſtamm eine weibliche Geſtalt ſitzen. Der Mond ſchien hell, daß er deutlich wahrnehmen konnte, wie ſie den Kopf über den Schooß gebückt hatte, als wenn ſie emſig womit beſchäftigt wäre. Er meinte, daß es eine Hirtin aus dem Dorfe ſey, die hier noch ſpät auf dem Raſen ihre Kühe weide, wie das die Leute

aus Elvershauſen zu thun pflegten. Alſo hat er ſie überraſchen wollen, iſt ſacht hingeſchlichen und hat ihr das Geſicht ſo mit den Händen umfaßt. Aber das Geſicht iſt eiskalt geweſen, die Geſtalt hat ſich langſam umgedreht und den Menſchen mit leeren Augenhöhlen angeſehen. In entſetzlicher Angſt iſt der den Pfad nach dem Dorfe zurück gelaufen, hat aber kaum die Hausthür erreicht, ſo iſt er beſinnungslos hingeſtürzt. So haben ihn die Leute am Morgen gefunden, haben ihn in's Haus getragen und allmälig iſt ihm die Beſinnung wieder gekommen. Er hat dann erzählen können, was ihm geſchehen war. Wie es bald Mitternacht geweſen, iſt er von wilden Träumen erſchreckt worden, hat ausgerufen, daß der Waldgeiſt vor ihm ſtünde und ihm das Herz erdrücke; und mit dem Schlage zwölf iſt er geſtorben.

20.

Der Geiſterſtieg.

Mündlich.

In der Nähe des braunſchweigſchen Dorfes Riddagshauſen liegt längs dem kleinen Fluſſe, die Wabe genannt, ein Steg, worauf ehedem ein Geſpenſt gegangen iſt. Kam einer Abends des Wegs, ſo mußte ers aufhocken und bis an eine gewiſſe Stelle tragen. Einmal hat ein kräftiger Kerl ſeinen Dorfbewohnern geſagt, er wolle ſie von der Plage befreien, iſt deshalb Abends an den Steg gegangen, und richtig hat ſichs an ſeine Schultern gehängt, daß er unter der Laſt beinahe erlegen iſt. Aber er hats durchgeſetzt, iſt bis an die Wabe gekommen, da wo die Leute zu ſchöpfen pflegen, und iſt mit dem Geſpenſte hineingeſprungen. Da hats einen Augenblick im Waſſer ganz gewaltig geziſcht und gekocht und ſeit der Zeit iſt auch Keiner mehr von dem Geſpenſte beläſtigt worden. Aber den Mann hat man des andern Morgens am flachen Ufer des Flüßchens todt gefunden.

21.

Der ſchöpfende Geiſt.

Mündlich.

Ein reicher Bürger und Kaufherr von der Obernſtraße in Bremen, der einen betrügeriſchen und laſterhaften Wandel geführt hatte, konnte nach ſeinem Tode keine Ruhe finden. Zwei Prieſter führten ihn in einem Wagen nach einer großen Wieſe, die Paulinen-Marſch benannt, und gaben ihm auf, zur Büßung ſeiner Sünden alle Grashalme zu zählen. Dort zählte er über 50 Jahre, aber er brachte dabei das Vieh zu Schaden, ſchlug und beläſtigte die Hirten auf jede mögliche Art. Da nahmen ihn die Hirten, brachten ihn über die Weſer nach dem Werder, und ließen ihn daſelbſt durch die Prieſter bannen; nun ſollte er nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er die Weſer ausgeſchöpft und dann zurückgekommen ſey. Da begann der ruheloſe Geiſt ſofort das Waſſer aus der Weſer zu ſchöpfen, verfolgte auch heimlich alle Schiffer, um vielleicht unvermerkt in einem Kahne überzukommen; da aber gewahrte der Schiffer, als ihm das Rudern immer ſchwerer fiel, das Schiff immer tie-

fer ſank, wie der Geiſt ganz klein und zuſammengedrückt am äußerſten Rande ſaß, und warf ihn ſofort über Bord. Das wird ihm nun nicht wieder gelingen, denn ſeitdem achten die Schiffer beſſer auf ihn, und er wird wol nicht eher Ruhe haben, als bis er die Weſer ausgeſchöpft hat. Die Schiffer haben ihn oft Abends «hol over!» (hol' hinüber) rufen hören.

22.

Beſeſſenſeyn.

Storks Anſichten von Bremen.

Ein Schuſterjunge in Bremen, der für ſeinen Meiſter Wache ſtand, ſtritt mit einem Andern wegen des Schilderns, ob es fünf Uhr ſey oder nicht, und beide hatten ſich für die Wahrheit ihrer Behauptung dem Teufel ergeben. In demſelben Augenblick aber verſchwand der Junge von der Wache zu aller Menſchen Verwunderung. Als er wieder zu ſeinen Eltern kam, erzählte er, in jenem Augenblick des Fluchens ſey ihm der Teufel erſchienen, habe ihm angeboten, die Wache für ihn zu thun, habe ihn aber bis jenſeits Arſten geführt, in den

Schlamm geworfen, ihm zugeſetzt, er ſolle ſich ihm ergeben. Auf ſeine Weigerung habe er ihm den Degen von der Seite gezogen, ihn gehauen, ihm darauf Geld geboten und mehre Goldſtücke in die Schuhe geſteckt. Wie alles nicht geholfen, habe er endlich nachgelaſſen. Die Goldſtücke ſeyen aber hernach Steine geworden. Das ehrwürdige Miniſterium verhörte und unterſuchte den Jungen, und überzeugte ſich von ſeiner Ausſage durch die an ihm bemerkbaren Hiebe.

23.

Bund mit dem Teufel.

Daſelbſt.

Von einem gewiſſen Kaltau, Bürger und Marktvogt in Bremen, der wegen vieler gottloſen Streiche im Jahre 1640 an den Pranger geſtellt wurde, und bei ſeinem Weggehen munter erklärte: darauf ſoll mir ein Römer Wein gut ſchmecken, wurde geglaubt, daß er ein Bündniß mit dem Teufel gehabt. Folgende Geſchichte unter vielen andern wurde nicht bezweifelt.

Kaltau fuhr einſt gegen Abend mit einer Ladung Häringe von Eidehuyſen nach Bremen. Der Wind iſt gut, ſagte er zu dem Schiffer, aber wie iſt es mit Segel und Tau, ſind ſie feſt genug? Als dies alles bejaht wurde, ſagte er zu dem Holländer: «So geht nur ſchlafen, Schiffer, ich will das Steuer wohl wahren.» Ein gleiches rieth er dem Knechte, der ſich dieſes nicht zweimal ſagen ließ. Aber als ſie am andern Morgen aus ihren Kojen hervorkrochen, lag das Schiff voll Baumblätter ſchon in Bremen an der Schlachte, zu ihrer und aller Menſchen, die es hörten, Verwunderung. Kaltau wurde, kurz nachdem er in Bremen am Pranger geſtanden, in Burgdamm von einem Schmied, den er geſchlagen, erſtochen und von den Bauern in die Haide begraben.

24.

Wärwolf.

Mündlich, in der Haidegegend.

In Lachendorf hatte ein Bauer einen Knecht; der lag mit einem andern Knecht auf der Wieſe hinterm Buſch, und ſie hielten Mittagsruhe. Da

ſchlief der zweite Knecht beinahe ein, aber er blinzelte doch mit den Augen und ſah, wie der andre Knecht einen ledernen Gürtel umthat und ſich in einen Wärwolf verwandelte, darauf fortlief, ein junges Füllen, das unten auf der Wieſe graſete, anfiel und fraß mit Haut und Haar. Wie er nun zurück kam, legte er ſich neben den andern Knecht, der noch that, als wenn er ſchliefe. Wie die Zeit um war, ſtanden ſie beide auf und mähten bis es Abend war. Darauf gingen ſie zuſammen nach Lachendorf, und unterwegs ſagte der eine Knecht zum Wärwolf: ich möchte mich doch nicht an lebendigem Pferde ſatt freſſen. — Das hätteſt Du draußen nicht ſagen ſollen, es wäre Dir übel ergangen, ſagte der Wärwolfsknecht. Ein andermal ſtand der Knecht wieder von der Mittagsruhe auf, that ſeinen Gürtel um, und lief davon, aber da verfolgten ihn die Knechte, hetzten die Hunde auf ihn, und ſchlugen ihn todt, weil er ein Wärwolf war.

Die Menſchen verwandeln ſich in Wärwölfe, indem ſie einen Gürtel umlegen, und dann ſtehlen ſie den Leuten allerlei. Den Knechten, die Korn

auf dem Rücken tragen, nehmen ſie das Korn ab. Ruft man einen Wärwolf bei ſeinem menſchlichen Namen, wenn man ihn nämlich weiß, ſo muß er ſo lange laufen, bis er umkommt.

25.

Der Wolfsbaum.

Mündlich.

Vor Celle an der Chauſſee nach Hannover, wo dieſe die erſte kleine Biegung macht, ſteht im Felde ein einzelner Eichbaum, der Wolfsbaum genannt, von dem die Sage geht, man habe hieran einſt einen Wärwolf erhenkt.

26.

Die Hamelnſchen Kinder.*)

Im Jahre 1284 war die Stadt Hameln von Ratten viel geplagt. Da kam ein unbekannter

*) Die Literatur über dieſe Sage iſt reich; Grimm führt ſie (deutſche Sagen I, 330.) ziemlich vollſtändig auf, des Paſtors Hein umfaſſende hiſt. Unterſ. über die Entführung der Ham. Kinder, Rethemeiers braunſchw. Chronik, Sprengers Geſchichte der Stadt Hameln u. a. m. werden dort nachzutragen ſeyn.

Mann zu den Bürgern, wußte Niemand woher, gar wunderlich gekleidet, der gab ſich für einen Rattenfänger aus, und erbot ſich, für eine Summe Geldes die ſchlimmen Thiere zu vertreiben. Die Bürger wurden mit ihm einig und verſprachen ihm einen reichen Lohn. Als das geſchehen war, zog der Mann ein Pfeifchen hervor, pfiff darauf und alsbald krochen die Ratten eilig aus allen Winkeln, Kellern und Häuſern hervor, und ſammelten ſich um ihn herum in ſolcher Zahl, daß die Straßen über und über davon bedeckt waren. Darauf zog der Mann zum Thore nach Lachem und Arzen hinaus, kam an die Weſer, ſchürzte ſeine Kleider und ſchritt in den Fluß hinein, alſo daß die Ratten, ihm folgend, alleſammt in das Waſſer ſtürzten und ertranken.

Wie nun die Bürger der Plage los waren, gereute ſie ihr Verſprechen, und weil ſie den Fremden für einen Zauberer ausgaben, wollten ſie auch den bedungenen Lohn nicht zahlen. Darüber ergrimmte der Mann und beſchloß ſich zu rächen.

Am 26. des Junimonds, am Johannis- und Paulitag, als eben faſt die ganze Chriſtenheit in die

Kirche gewandert, kam der Zaubermann wieder in die Stadt, aber dies Mal in andrer Geſtalt, als Jäger angethan, mit einem feuerrothen Hute auf dem Haupte und grauenvollen Angeſichts. Er fing ein neu Lied zu ſpielen an, davon alle Kinder, Knaben und Mägdlein, dermaßen bezaubert wurden, daß ſie ihm folgen mußten auf jeden Schritt. Langſam zog er die ſchmale Gaſſe zum Oſterthore hinauf, die lieben Kinder in großer Zahl ihm nach, und ſo der ganze Schwarm zum Oſterthore hinaus, bis er an einen Berg kam, der Koppelberg genannt, in welchem ſie verſchwanden.

Das hatte eine Kindermagd geſehen, und berichtete, wie der Berg ſich aufgethan und ſobald der Mann mit den Kindern, in Allem 130 an der Zahl, hineingeſchritten, auch ſogleich ſich wieder geſchloſſen habe. Auch zwei Knäblein waren zurückgeblieben, davon aber war der eine blind, alſo daß er nur erzählen konnte, was er gehört, und der andre ſtumm, daß er nur die Stelle anzeigen konnte, wo das geſchehen war. Da nun eilten die Bürger alle hinaus aus dem Oſterthore, Väter und Mütter, aber als ſie an den Berg kamen, war nur noch

eine kleine Vertiefung zu ſehen, da wo der Zauberer hineingegangen. Und die Mütter weinten und klagten ſehr und mußten wieder umkehren mit ſchwerem Herzen ohne ihre Kinder, die Keiner jemals wieder geſehen.

Die Straße, durch welche der Zauberer die Kinder entführt, wird noch heute die Bungenſtraße genannt, ſo geheißen weil keine Muſik, keine Trommel (Bunge) darin gerührt werden durfte. Geſchah es, daß ein Brautzug durch die Gaſſe zog, ſo mußte die Muſik ſo lange aufhören, bis der Zug durch die Straße war.

Vor noch nicht ganz langen Jahren ſah man am Koppelberge, der jetzt ganz mit Dornen überwachſen iſt, zwei ſteinerne Kreuze, die auf dieſe Begebenheit Bezug haben ſollten, auch iſt die Geſchichte zu Hameln in die Mauer eines Hauſes in der Bungengaſſe gegraben, und in mancherlei Bilderwerk in Holz und Stein in der Stadt Hameln zu ſehen. Die Stadt hat auch lange Zeit ihre Ausſchreiben nach dieſer traurigen Begebenheit datirt.

27.

Die Geiſter im Lüningsberge.

Mündlich.

Vor langer Zeit haben die weißen Geiſter im Lüningsberge bei Ärzen, da, wo der ſchöne ebene Raſenplatz zwiſchen den grünen Büſchen liegt, des Nachts gekegelt und zwar mit goldnen Kugeln nach goldnen Kegeln. Das ſoll wunderbar ausgeſehen haben, wenn in der dunkeln Nacht die leuchtenden Kugeln windſchnell über den Raſen hinrollten und die Kegel mit einem hellen, tönenden Klange umfielen. Es ſoll gar ſchön geweſen ſeyn, wenn der Mond hell und voll über dem Walde am blauen Himmel geſtanden und die Eichen, Buchen und Tannen, welche die wunderbare Kegelbahn umfriedeten, erleuchtet hat. Wann die klingenden Kegel fielen, ſind oft die kleinen bunten Vögel auf den Bäumen erwacht, haben neugierig aus den Zweigen zugeſchaut; ſind Haſen, Rehe, Fuchs und Dachs herangekommen, um einmal zuzuſehen, und alle vertrugen ſich aufs Beſte. Die Geiſter im Lüningsberge hatten ſchon lange liebe Zeit ihr Spiel getrieben, darin ſie Keiner ſtören wollte. Die Leute

in Arzen erzählten ſich viel und mancherlei von den goldnen Kugeln und Kegeln; aber keine Menſchenſeele hatte ſich bislang zur Nachtzeit in den Wald gewagt: das Grauen war zu groß.

Einmal war ein luſtiger Webergeſell, der hatte mancherlei Fahrten und Wanderungen in fremde Lande gemacht. Wie der wieder in die Heimath kam, da gefiel die ſchöne Müllerstochter Anna ſeinem Herzen mehr, denn Alles, was er in der Welt geſehen hatte. Beide waren aber blutarm und konnten ſich nicht heirathen. Heinrich, ſo hieß der Geſell, war ein keckes, junges Blut; der wußte bald Rath. «Ich gehe in den Lüningsberg, ſagte er, wenn die Geiſter nach ihren goldnen Kegeln werfen, und hole mir einen davon.» In einer linden Nacht ſchlich er ſcheu und ſachte durch die Geſträucher und Felder, wie er aber in den ſtillen Wald trat, da pochte ſein Herz doch gewaltig. Er kam an den Raſenplatz, immer näher und näher, und plötzlich ſah ſein Auge Alles, wie es ihm erzählt war. Er ſieht, wie die kleinen, weißen Geiſter ihre leuchtenden Kugeln pfeilſchnell über den Raſen ſchleudern, die immer von ſelbſt wieder zu-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

rücklaufen, hört, wie die goldnen Kegel mit wunderbarem Klange umfallen. Auch den Fuchs und den Dachs und die Rehe und Hasen sieht er friedlich bei einander sitzen, und die Vöglein munter nach dem Klange auf den Zweigen hüpfen. Tief drückt er sich ins Gebüsch aufs Haidekraut nieder, denn ihm ist bange, daß ihn die Geister entdecken möchten. So kreucht er immer näher zu den blitzenden Kegeln, und konnte sie bald mit der Hand erreichen. Da schleudert ein starker Wurf einen der Kegel in das Gebüsch, in welchem Heinrich versteckt ist. Er greift danach, ruft Anna! Anna! und eilt athemlos mit dem kostbaren Funde durch den Wald dem Ausgange zu. Aber die weißen Geister haben seinen Ruf vernommen, ihr Kegel ist geraubt, sie wehklagen einen Augenblick, dann laufen sie mit Wuth dem verwegenen Menschenkinde nach, es grausam zu züchtigen. Heinrich ist indessen in der Wiese angelangt, die unten am Lüningsberge liegt und eilt dem alten morschen Baumstamme zu, der als Steg über die Humme gelegt ist. Die Geister sind ihm ganz nahe, er hört ihren Odem, es fährt ihm eiskalt durch die Glieder; — nun verfehlt er

den ſchmalen Steg, zagt nicht, ſpringt in die Humme — zu ſeinem Heil! Das iſt Dein Glück, rufen die Geiſter, ins Waſſer reicht unſre Macht nicht, auf dem Baumſtamm aber hätten wir Dich gepackt und Dir den Hals umgedreht.

Athemlos kam Heinrich ans andre Ufer. Da hat er noch ganz deutlich die Geiſter gleich Nebelgeſtalten hin- und herſchweben ſehen: ſie konnten aber keinen Übergang finden.

Heinrich und Anna hielten bald eine fröhliche Hochzeit. Heinrich kaufte ein altes Haus, ließ es einreißen und bauete ein neues an die Stelle. Von den Geiſtern im Lüningsberge hieß es bald darauf, daß ſie verſchwunden ſeyen und ihr wunderbares Kegelſpiel aufgehört habe. Es ſey ihnen ein goldner Kegel entwendet worden, und davon möchte wol Heinrich ſein Haus gebaut haben.

Noch heute wird der Platz im Lüningsberge gezeigt, wo die weißen Geiſter einſt ihr Spiel mit den güldenen Kegeln trieben, und wenn jetzt die Knaben und Mägdlein des Orts an dem Hauſe am Mühlbache, vor dem der große Lindenbaum ſteht, vorübergehen, ſo flüſtern ſie einander heimlich zu:

Seht, das iſt das Haus, welches von dem goldnen Kegel der Geiſter im Lüningsberge gebauet iſt.

28.

Der Wolfſtein bei Ärzen.

Mündlich.

Nicht weit von Ärzen ſteht am Lande der Domaine ein Stein, der im Volke unter dem Namen Wolfſtein bekannt iſt. Der Stein iſt nicht über etliche Fuß hoch, grau, halb verwittert und mit einzeln dünnen Moosflechten überzogen. Alte Leute erzählen: Das ſey der Wolfſtein, worunter zwei Brüder mit Namen Wolf begraben liegen. Dieſe Brüder haben beide ein jung hübſch Mägdlein geliebt. Es iſt dies aber ſchon ſo lange her, daß man den Namen des Mägdleins vergeſſen hat. Genug, die Brüder haben deshalb einen heftigen Haß auf einander geworfen und haben ſich beide den Tod zugeſchworen. In einer Nacht ſind ſie auf dem Platze, wo heute der Wolfſtein ſteht, in Wuth aufeinander geſtoßen und haben die Schwerter gezogen. Es iſt eine ſtürmiſche Nacht und ganz finſter gewe-

ſen. Am andern Morgen hat man das Unglück geſehen. Da ſind viel Menſchen herzugekommen und haben geſehen, wie die Brüder mit den Schwertern ſich die Bruſt durchſtoßen hatten, einer dem andern. Sie ſind aber gleich auf dem Platze begraben, und beide liegen da nun ſchon undenkliche Zeit in einem Grabe. Der Stein aber, der dabei geſetzt iſt, heißt bis auf den heutigen Tag der Wolfſtein. Von dem Wolfſteine zieht jetzt oft bei Nacht ein ſeltſam Licht über den Weg bis an die Kirchhofmauer hin und zurück. Es ſind noch alte Leute im Orte, die es ſelbſt geſehen haben.

29.

Die fünf Eichen.

Mündlich.

Bei den fünf Eichen iſt es zur Nachtzeit unheimlich, da treiben Geſpenſter Spuk. Die fünf Eichen ſtanden nicht weit vom Dorfe Selxen auf einem grünen Platze, hart an der jetzigen Chauſſee, die nach Ärzen führt. Heutzutage ſtehen nur noch drei, aber daß einſt fünf da ſtanden, weiß das Volk

gewiß; man ſpricht auch immer nur von fünf Eichen: bis an die fünf Eichen, unter den fünf Eichen, heißt es.

Vor vielen, vielen Jahren wurde einmal in Kriegszeiten unter den fünf Eichen unſchuldiges Blut vergoſſen; zwei von ihnen wurden davon beſpritzt und bald darauf waren ſie welk und dürr. Man nahm ſie weg und pflanzte junge Stämme an ihre Stelle; auch dieſe waren bald vertrocknet. So oft man auch friſche Bäume pflanzte, ſie gingen jedes Mal aus. Das iſt noch immer die Wirkung des unſchuldig vergoſſenen Blutes.

An ſchwülen Sommermittagen hält der Hirt und der Wandrer unter den fünf Eichen Ruhe, aber Nachts ſind ſie verrufen. Schwarze, große Hunde, mit feurigen, tellergroßen Augen, die erſchrecklich leuchten, laufen da umher, lange, raſſelnde Ketten am Halſe ſchleppend. Dreibeinige Haſen ſtreifen über den Weg, und vom Todtenberge, welcher nicht gar fern liegt, und auf dem manche Miſſethäter gerichtet wurden, kommen bleiche Geſtalten, das blutige Haupt unter den Armen tragend, und die ſchwarzen Raben ſchnarren und ſchreien dann

wild und toll in den Eichbäumen. Manchen Wanderer, der sich verspätete, hat dieser nächtliche Spuk sehr erschreckt.

Einem alten Juden aus Ärzen ist vor langen Jahren bei den fünf Eichen einmal eine seltsame Geschichte begegnet. Der kam eines Abends spät auf dem Heimwege an den fünf Eichen vorüber und sah eine weiße Gans auf dem Rasen sitzen, nahm sie, wiewol sie heftig zischte und mit den Flügeln schlug, und that sie in seine Kiepe. Bald wurde die Kiepe schwer und schwerer, daß der alte Isaak kaum fort konnte und keuchte, und ihm so heiß ward, als ob er das höllische Feuer angeblasen hätte. Auf einmal wird die Kiepe so schwer, daß er nicht mehr von der Stelle kann, und sich nur eben noch an seinem weißen Stabe aufrecht hält. Da ruft eine Stimme: bring mich nach den fünf Eichen zurück, sonst bist Du des Todes! und wie Isaak, auf den Tod erschreckt, sich nach seiner Gans in der Kiepe umsieht, da ists ein altes Weib, mit fahlgelbem Angesichte und rothen, widrigen Augen. Mit schlotternden Knien, in unsäglicher Furcht ist der alte Jude nach den fünf Eichen zurückgekehrt, und hat

dort die Alte wieder abgesetzt, die dann gesagt hat: Nun sollt Du auch Deinen Lohn haben, und damit ihm einen Schlag ins Antlitz gegeben, daß er um und um getaumelt ist. Jetzt kann man zu Zeiten wieder die weiße Gans unter den Eichen sehen. Der Jude kam in jener Nacht todesmatt zu Hause an, und ist lange Zeit krank geblieben.

Dasselbe ist auch einem längst verstorbenen alten Chirurgus aus Ärzen mit einem weißen Kaninchen begegnet. Einem Andern, der am späten Abend von Hameln nach Ärzen ging, ist der Weg durch eine plötzlich quer über den Weg sich ziehende Mauer versperrt worden, daß er nicht eher weiter gekonnt hat, als bis er laut ein Vaterunser betete.

Zweien Burschen, die aus der Arbeit von Grosenberkel spät nach Hause kamen, ist einmal bei den fünf Eichen ein seltsames Ding in den Weg getreten. Es hat weder Kopf, noch Füße, noch Arme gehabt und hat sich doch von der Stelle bringen können, und wie der eine Bursche beherzt drauf losgegangen ist, hat es sogar einen Ton, wie ein Stöhnen, von sich gegeben. Zum Glücke hat ihn

der Andre ſchnell beim Arme auf die Seite gezogen, ſonſt wäre ihm ſicher ein Unheil widerfahren.

Bei den fünf Eichen tanzen zur Nachtzeit auch nackte Jungfrauen.

30.

Die weiße Jungfrau am Riepen bei Hameln.

Mündlich.

Am Riepen bei Hameln läßt ſich eine weiße Jungfrau ſehen. Der Riepen liegt von Hameln aus jenſeits der Weſer, ein mächtig Gebirg, hoch und waldig emporragend. Das Volk hat die weiße Jungfrau im Walde des Riepen oft geſehen und erzählt, daß ſie herrliche Schätze aufbewahre. Sie iſt oft mit einem Bund Schlüſſel in der Hand langſam und mit trauriger Miene durch den Wald gewandert nach einer Einſenkung, die das Bürener Loch genannt wird. An jener Einſenkung pflegt ſie ſich aufzuhalten: da ſitzt ſie im Raſen, bleich und ſchön, mit Augen voll Trauer, hält die Schlüſſel, ſinnt und ſeufzt. Wenn dann der Mond den verfallenden, einſt ſtolzen Münſter von Hameln er-

leuchtet, ſtreckt ſie ſehnſüchtig die Arme nach dem Münſter. Denn als dieſer noch herrlich und voll Pracht geſtanden, hat die Jungfrau in der Domgruft ihr Grab gehabt. Wie aber der Münſter durch frevelhafte Zerſtörung verunheiligt worden, iſt ſie mit Schmerz in ihrem Grabe erwacht und hat den Riepen gewählt zu ihrer Schlummerſtätte. Drin wacht ſie nun aber und hat eine ewige Sehnſucht nach ihrem Grabe im Münſter. Wann der wieder aufblühen ſollte in Verjüngung und die Orgeltöne und die Glocken darin die Oſtern verkünden ſollten, dann wird dem, welcher ſolches bewirkt haben wird, der Schatz der Jungfrau zu Theil werden. Und die Jungfrau wird dann nie mehr am Riepen geſehen werden, ſondern wieder ruhig ſchlafen in ihrem Grabe am Münſter.

31.

Der Brautſtein.

Mündlich.

Auf der Kolborner Haide, unfern dem Städtchen Lüchow, ragt ein rothpeſprengter Granit etwa vier Fuß über den Boden hervor. Davon erzählt die Sage:

Ein Ritter und eine adlige Jungfrau liebten ſich herzlich. Eines Abends ſaßen ſie traurig auf einem Felſenſteine im Birkenwald auf der Haide: denn ſie ſollten nun Abſchied nehmen, weil der Ritter in den Krieg zog. Er fragte die Braut, ob ſie ihm auch treu verbleibe, und er ſie, wenn er heimkehren ſollte, nicht in den Armen eines fremden Buhlen finde. Das ſchmerzte die Braut, ſie vermaß ſich theuer und ſchwur, ehe ſolle der Fels ſich von ſeiner Stelle rücken und ſie verfolgen und lebendig in der Gruft bedecken, ehe ſie dem Geliebten die Treue brechen werde.

Sie hat ihm aber dennoch die Treue gebrochen, und wie ſie geſagt iſt geſchehen. Denn als ſie mit dem Buhlen auf dem Steine geſeſſen, hat der Stein ſich plötzlich geregt, hat ſich rieſengroß aus der Erde

gehoben, und die Falſche, die vergeblich vor ihm geflohen, hinabgedrängt in die aufgeriſſene Erde. Ihr Blut hatte den Fels und die kleinen weißen Blumen der Haide geröthet.

Wie der Ritter nun heimkam und ſah, daß der Fels aufrecht ſtand und daß blutrothe Adern über ſeine graue Fläche liefen, und daß auch die Haide mit rothen Blümlein bedeckt war, da ahnete ihm wohl, was geſchehen ſey. Er ſchlug heftig mit ſeinem Schwerte an den Stein, und ſiehe: ein rother Blutſtrahl ſprang daraus und ein banger Klageton erſcholl aus der Tiefe. Und ſo oft er den Stein mit ſeinem Schwerte ſchlug, ſo oft vergoß der Stein ſein Blut und tönte der Wehlaut aus der Erde. Da erkannte der Ritter, daß er betrogen ſey, nahm noch einen Strauß von der rothen Haide zum Angedenken an ſeine traurige Liebe mit, und trieb dann ſein Roß wieder hinaus in neue Kämpfe.

Der Stein wird der **Brautſtein** genannt; **Brauttreue** heißt die rothe Haide.

32.

Treueſchwur.

Mündlich.

Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſtand in Braunſchweig, nahe an der Burgkirche, ein altes Haus, in deſſen Geſimſe ein Sarg geſchnitzt war, aus welchem eine weibliche Geſtalt dem Böſen mit dem Pferdefuße die Hand reicht. Die Unterſchrift hieß:

Kaum hatt ich ſie mir gefreyt,
Da hat der Tod ſich nicht geſcheut
Sie in das kühle Grab zu holen,
Daraus der Satan ſie geſtohlen.

Das Haus iſt eingeriſſen, aber die Sage von dem räthſelhaften Bilde daran hat ſich erhalten.

Die hübſche Tochter eines reichen Brauherrn war mit einem jungen Kaufmanne aus Bremen verlobt und ſie hatten Beide ein Gelübde gethan: wenn Einer die Treue bräche und zuerſt ſtürbe, ſo ſollte der Andre ihn aus dem Grabe wecken können, wenn er ihn daran mahne. Darauf iſt der Bräutigam in die Welt gezogen, Schätze zu ſammeln, und weil er über die Zeit ausgeblieben iſt, auch der Vater der Braut oftmals geſagt hat, daß er ſeine

Tochter keinem Andern als nur einem Genoſſen ſeines Gewerbes in die Ehe geben wollte, ſo hat ſie endlich dem ſtrengen Willen des Vaters ſich ergeben und deſſen Werkgenoſſen und Gehülfen in Verzweiflung ſich antrauen laſſen. Aber ſchon nach etlichen Monaten iſt ſie geſtorben. Wie nun der Bräutigam wieder gekommen iſt und gehört hat, daß ſeine Braut geſtorben ſey, hat er den alten Todtengräber mit Gelde verleitet, heimlich bei Nacht das Grab aufzuſchaufeln und den Sarg zu öffnen, darin das Mägdlein, bleich aber lieblich anzuſchauen, mit einem Kranze um die Scheitel gelegen hat. Auf die Mahnung an ihr Gelübde iſt ſie erwacht, hat den Geliebten erkannt und feſt in ihre Arme geſchloſſen, daß der Gräber darüber vor Schrecken bewußtlos zu Boden gefallen iſt. Wie er ſich wieder hat erholt gehabt, iſt der Sarg leer, die Beiden verſchwunden geweſen, und hat nachdem Niemand ſagen können, was aus ihnen geworden.

Das Volk ſagte, der böſe Feind habe die Todte aus dem Grabe geholt, und der Mann ließ die Geſchichte an ſeinem Hauſe abbilden.

33.
Das Heldengrab bei Steinfeld.

Mushards Paleogentilismus bremensis.

In den bremenſchen Geeſt- und Marſch-Gegenden finden ſich zahlreiche Denkmäler aus der Heidenzeit. Das Volk nennt ſie, wie an andern Orten, Hünenſteine, Hünengräber, Hünenkeller ꝛc. Das merkwürdigſte Denkmal dieſer Art iſt das ſogenannte Bülzenbette bei Sievern, welches aber noch niemals unterſucht worden iſt.

Ein Kanonikus zu Rammelsloh hat oft erzählt: er habe einſt ein Denkmal zu Steinfeld, welches noch jetzt nicht ganz unterſucht ſey, untergraben laſſen, ſey aber nicht in einem Tage damit fertig geworden. Drauf wären ihm in der folgenden Nacht drei Männer erſchienen, deren einer einäugig geweſen, und welche eine ihm unbekannte Sprache unter ſich geredet hätten; zuletzt hätten ſie ihm drohende Blicke zugeſchleudert und geſagt, ſie wären für ihr Vaterland als Helden geſtorben; wenn er ſie ferner in ihrer Ruhe ſtöre, ſo würde er weder Glück noch Stern haben.*)

*) Ähnliches erzählt Arnkiel von ſich in den "cimbriſchen Heidenbegräbniſſen", II. 13. 4.

34.

Der Lübbower Stein.

Vaterl. Arch. 2. 13.

Beim Dorfe Lübbow auf dem Wege nach Salzwedel liegt ein mit Moos bewachsener colossaler Block, der Lübbower Stein genannt. Die Sage ist, daß bei ihm eine heidnische Gottheit ehemals verehrt sey, und daß er sich in der Christnacht, wenn er den Hahn rufen höre, vor Unwillen umkehre.

35.

Die Riesen im Hunnenberge.

Velbeck, Göttingen rc. 2. 214.

Der Hunnenberg bei Dransfeld ist durch eine alte Sage bekannt, die man noch oft unter dem Volke der Umgegend erzählen hört. Etliche Mädchen eines benachbarten Dorfes wollten spät um Mitternacht noch Blumen von dem dichtbewachsenen Berge holen. Die Thurmuhr schlug grade zwölf, wie sie dort ankamen. Sie hatten vergebens gesucht, als eine starke Eisenthür einer hell erleuchteten Höhle sich ihnen plötzlich im Gebüsche öffnete. Die beherz-

ten Mädchen traten hinein und sahen sich von gewaltigen, unmenschlich großen Riesen umringt, die mit schweren Keulen bewaffnet waren, und viele Fässer Gold um sich her stehen hatten. Schrecken ergriff die Mädchen und mit Schnelligkeit sprangen sie zur Thür hinaus. Aber das letzte der Mädchen war zu langsam; die Thür schlug krachend hinter ihr zu und verletzte ihr den äußersten Theil ihres Fußes. Die Wunde raubte ihr das junge Leben.

36.

Das Felsengrab zu Steinbeck.

B. A. 2. 174.

Zu Steinbeck, einem kleinen Dorfe im Amte Harburg, befindet sich das sogenannte Schloß, ein Felsengrab von mächtigen Felsstücken gedeckt, das größte und imposanteste von allen Heidengräbern in dieser Gegend; daher die Sage geht, es sey das Grabmal Armins, des ersten Befreiers von Deutschland.

37.

Die Hünenburg.

Mündlich.

Am hohen Gebirge oberhalb des Dorfes Altenhagen finden ſich viele Felſen und einzelne, auf der Oberfläche der Erde umherliegende große Sandſteine. Die Landleute erzählen, daß daſelbſt in der Heidenzeit Rieſen oder Hünen auf einer mächtigen Burg gewohnt hätten, die aus großen Felsſtücken gebaut geweſen ſey. So oft einer von ihnen geſtorben ſey, hätten ihn die Gefährten unter den noch befindlichen Hügeln begraben. Wie zuletzt nur noch einer übrig geweſen ſey, habe der aus Mißmuth die Burg eingeſtürzt, die Steine weit umhergeſchleudert und den größten über ſich ſelbſt gewälzt.

Der Platz wird noch jetzt die Hünenburg genannt.

38.

Der Pickelſtein.

K. A. 2. 15.

In der Haide, öſtlich vom Dorfe Boitzenhagen, im Amte Kneſebeck, liegt auf einem Hügel ein großer Stein, unter dem Namen Pickel- oder Bickel-

ſtein bekannt. Nach dem Volksglauben haben ihn die Hünen vom Klibesberge dahin geworfen. Er hat ſich durch ſeine eigne Schwere tief in die Erde geſenkt. An der einen Seite des Steins ſieht man deutlich ſieben Kreuze, an der andern, beinahe auf der Höhe, einen tiefen Eindruck in Form eines Hufeiſens. Die Haide wird nach dem Steine die Pickelſteiner Haide genannt, und alte Landleute wiſſen Folgendes davon zu erzählen.

Im 30jährigen Kriege lagerte ein ſchwediſches Heer auf der Haide. Der Anführer deſſelben wollte nach mehrtägigen Mühen und Beſchwerden bei dem großen Steine ſich durch Schlaf erholen und gebot deshalb, daß Niemand, bei Todesſtrafe, ihn wecken ſolle. Als nun während ſeines Schlafens der Feind heranrückte, wagten die Krieger doch nicht ihres Führers Gebot zu verletzen; ſie warfen deshalb ſeinen Lieblingshund auf ihn, den er, erwachend, denn auch ſofort tödtete. Nachdem er nun auf ſeinem Pferde die Stellung des heranrückenden Feindes überſehen, ſprach er: So wenig mein Roß ſeinen Huf in dieſen Stein ſchlagen und ſo wenig mein Schwert dieſen Stein ſpalten wird, ſo wenig

werde ich heute ſiegen. Alſogleich bäumte ſich ſein Pferd, ſchlug mit dem Vorderhuf in den Stein, daß die Spur davon haften blieb. Darauf hieb er noch mit ſeinem Schwerte die ſieben Kreuze in den Stein, erwartete dann mit Zuverſicht den Feind und beſiegte ihn glücklich.

Die alten Bauern ſagen auch, vor Zeiten habe man bei dieſem Steine Gericht gehalten.

39.

Die Erbauung Hildesheims.

Botho chron. brunsv. pictur. (Leibniz III.) p. 297. Weitz. zur hild. Geſch. Hild. 1829. I. 156.

Kaiſer Ludwig der Fromme der führte alle Zeit ein Marienbild an ſeinem Halſe. Alſo ritt er durch einen Wald, ſtieg ab von ſeinem Pferde und ſetzte das Bild auf einen Stein.*) Als er nun weiter zu reiten gedachte, wollte das Bild nicht von der Stätte weichen. Da fiel der Kaiſer Ludwig auf ſeine Knie und bat Gott den Herrn, daß er ihm kund thäte, warum das Bild an dieſer Stelle hafte, ob

*) Nach der ſächſ. Chr. (Abels Samml.) p. 67.: "auf einen Stamm."

das von ſeiner Miſſethat käme. Da hörte er, daß eine Stimme rief und ſprach: Kaiſer, ſo ferne als ein Schnee hier fällt auf die Erde, ſo weit und ſo groß ſollſt Du einen Dom hier bauen der heiligen Marien zur Ehr. Dies geſchah, der Schnee fiel auf die Stätte. Da ſprach der Kaiſer: Dies iſt Hildeſchnee und dies ſoll auch Hildeſchne heißen.*) Dann konnte er das Bild wieder von dem Steine bringen, küßte es und hing es um ſeinen Hals auf die Bruſt. So weit nun der Schnee auf der Stätte umherlag, bauete Ludwig einen Tempel, verlegte hieher von Elze das Bisthum und ſetzte Günther als erſten Biſchof ein.**) Alſo kriegte der Dom und die Stadt den Namen von dem Schnee, der da «ſo hilde» fiel, das ward genannt Hildeſchney und nachgehends Hildesheim.

Nach Andern wurde die Gegend, wo jetzt Hildesheim ſteht, der Hilleswald, der Schnee der hillige (heilige) Schnee und die daſelbſt ange-

*) Nach der ſächſ. Chr.: "Duth is tomalen hilde Snee, so dat nu Hildesem heth."

**) Nach derſelben: "und begann da zu bauen den Dom und zog dann nach Frankreich, das verzog ſich beinahe zwei Jahr, da kam er wieder, und brachte einen ehrwürdigen Mann mit, der hieß Günther, den ſetzte er da zum Biſchof ein u. ſ."

bauete Stadt Hilligenſchnee, daraus Hildesheim geworden, genannt.*)

40.

Die Roſe am Dom zu Hildesheim.

Mündlich.

Kaiſer Ludwig der Fromme ritt einſt jagen durch Haide und Wald; da verlor er ſein mit Heiligthum gefülltes Kreuz. Alsbald ſandte er ſeine Diener aus, das Vermißte zu ſuchen, und gelobte an der Stelle, wo ſies finden würden, ein Gotteshaus zu bauen. Die Diener folgten den Spuren der Jagd und fanden bald tief im Walde und mitten im kalten Schnee einen blühenden wilden Roſenſtrauch, daran hing das Kreuz. Sie hinterbrachten ihrem Herrn das Wunder und Kaiſer Ludwig befahl alsbald, daſelbſt eine Kapelle und an der Stelle, wo das Kreuz am Roſenſtrauch gefunden, den Altar zu bauen. Der Roſenſtrauch aber gedieh herrlich an der heiligen Stätte und hat jetzt mit

*) In Oberſachſen hieß ein Roſenſtock Hilden oder Helden. Der alte Roſenſtock am Dom (ſ. die folg. Sage) könnte daher eben ſowohl Anlaß zur Benennung Hildesheims gegeben haben (Roſenhain).

ſeinen laubreichen Äſten und Reiſern gleich einer Rebe die Wölbung des Doms hoch bis zum Dache hinauf umzogen.

41.

Das Wandelkreuz.

Mündlich.

Auf dem rechten Seitenaltare der Domgruft zu Hildesheim ſteht ein uraltes Kreuz; nach einer Sage iſt das Bild des Heilandes daran aus den Wurzeln des Roſenſtrauchs geſchnitzt, die da unter dem Hauptaltare ruhen.

Einem alten Gebrauche zufolge mußten die Domherren jeden Morgen während der Charwoche das Kreuz vom Altare abnehmen und in das Grab legen, welches zu dieſer Zeit im Paradieſe*) gebaut wird. Als aber einſtmals die Domherren vergeſſen hatten, das Kruzifix an die geweihte Stätte zu tragen, da hat das Bild ſich von ſelbſt erhoben und iſt dorthin gewandert. Seit jener Zeit heißt es das **Wandelkreuz**.

*) Der Vorbau im hildesheimer Dom, welchen die berühmten von Bernward gegoſſenen ehernen Thüren von dem Schiffe des Doms ſcheiden, wird das Paradies genannt.

42.

Die weiße Roſe
im Dom zu Hildesheim.

Mündlich.

Man hat die Sage, daß wenn ein Domherr vom Dome zu Hildesheim*) ſterben ſoll, am Morgen des dritten Tages vorher eine weiße Roſe auf ſeinem Sitze liegt, zum Anzeichen, daß er ſich zum Tode bereiten ſoll. Das iſt oft geſchehen.

*) Auch vom Dom zu Corvey (ſ. daſ.), zu Lübeck, Breslau u. a.

43.

Das ſeufzende Cruzifix.

Adam. Bremens. hist. eccles. apud. Lindenbrog pag. 45.

Man ſagt von dem bremiſchen Erzbiſchofe Adelbert, daß derſelbe allerlei Koſtbarkeiten ſeiner Kirche, auch ſogar einen Kelch und ein Cruzifix zu den Vorſchüſſen verwandt habe, womit er dem Kaiſer Heinrich IV. ausgeholfen, und wogegen dieſer ihm die Grafſchaft im Emsgau übergeben habe. Wie aber der Goldſchmied das Cruzifix zu dieſem Zwecke hat verarbeiten wollen, da ſoll es unter deſſen Händen geſeufzt haben.

44.

Legenden vom Kloſter Corvey.

Mündlich.

Vielerlei geſchichtl. Wanderungen ꝛc. zum Theil.

Im Kloſter zu Corvey lebten ehedem fromme, gottesfürchtige, aber ſehr arme Mönche. Nur an dem einen St.-Vitus-Tage hielten ſie für ſich und andre Gäſte ein feierliches Mahl; auch dabei ging es ſehr ſpärlich her. Wieder war einmal der St.-Vitus-Tag erſchienen, aber Fiſch und Wildpret mangelte den Mönchen und Wein war auch nicht vorräthig. Wol ſannen ſie hin und her, was ſie nun thun ſollten; das war aber ganz vergeblich; Küche und Keller war und blieb leer. Da kam in voller Haſt der Koch gelaufen und meldete, es hätten ſich zwei Hirſche von ſelbſt in der Küche eingeſtellt und zwei große Fiſche plätſcherten an der Schwelle. Da ſprach der Abt: Laßt uns Gott danken, der uns in dieſer Noth beigeſtanden hat, aber laſſet uns auch mäßig ſeyn, und dankbar eines von jedem Thiere wieder in ſeine Freiheit geben. Darauf kam auch der Kellner in aller Eile und meldete: da er die Waſſerkrüge gefüllt, habe das

Waſſer ſich in Wein verwandelt. Da zogen denn alle Mönche mit einem Kruge in der Hand zur Quelle hinter dem Altare in der Kirche, und ſahen das Wunder. Der Abt ſagte: Laſſet uns dankbar ſeyn und Jedem mit zwei Krügen genügen. Die Mönche thaten, wie der Abt geſagt hatte. Alljährlich erneute ſich nun dies Wunder; immer aber ſandten die Kloſterbrüder eins von den Thieren zurück und füllten für Jeden nur zwei Krüge. Als jedoch nach dem Tode des frommen Abts ein neuer kam, der nicht Demuth und Mäßigkeit übte, alſo daß er beide Thiere behielt und ſo viel Wein füllte, als der Quell nur hergab, da wartete man übers Jahr umſonſt auf die Himmelsgabe: kein Hirſch erſchien und kein Wein ſprudelte im Quell.

* * *

Alljährlich erſchienen im Kloſter Corvey zwei Engel im Chor unter den Singenden. Als aber einſt ein frecher Probſt höhnend ſie fragte: Wer ſeyd Ihr? Von wannen kommt Ihr? Da ſagten ſie: Siehe, dreihundert Jahre haben wir dies Kloſter gehütet, aber um Deines Übermuths willen werden wir ferner nicht mehr erſcheinen. Sie ver-

ſchwanden und allmälig erloſch der ſtrahlende Ruhm des alten Corvey.

* * *

Wenn im Kloſter Corvey ein Bruder ſterben ſoll, ſo wird drei Tage vorher eine weiße Lilie von unſichtbarer Hand auf ſeinen Stuhl gelegt. Dies Wunder hat fortgedauert, bis ein junger Mönch, Marcward von Spiegel, die heilige Mahnung gemißbraucht hat. Er hat die Lilie, die er in ſeinem Stuhle gefunden, in den eines alten Mönchs gelegt, der davon einen tödtlichen Schrecken gehabt hat. Aber der junge Mönch iſt darauf dennoch am dritten Tage geſtorben.

* * *

Vom Kloſter Corvey hat man auch die Sagen: wie ein Engelchor am Grabe des heiligen Vitus das Reſponſorium anſtimmte, wann der Chor der Knaben am andern Ende der Kirche das Gloria ſang; und wie der Schatten des heiligen Adelhard die Kirche durchwandert.

45.

Vom Dom zu Verden.

V. A. I. 189 und mündlich.

Außerhalb des Doms zu Verden, gegen den Schulhof hin, ragt aus der Mauer die halbe Bildsäule eines Mannes, den Handwerksburschen als Wahrzeichen der Stadt Verden bekannt, welche dabei erzählen, es sey ein Dieb gewesen, der in den Dom habe einsteigen wollen, aber sofort in Stein verwandelt sey. — Nach Andern war es der Küster des Doms, der den Gotteskasten beraubt hatte und sich vermaß beim Teufel zu schwören, er habe kein Theil an der Entwendung. Sofort sey der Böse leibhaftig da gewesen, habe den Küster gepackt und habe mit ihm durch die Mauer des Doms hinausfahren wollen; aber seine Beute sey haften geblieben und alsbald in Stein verwandelt.

Unter den Merkwürdigkeiten des Doms zeigt man auch einen großen zerbrochenen eisernen Grapen, wovon die Sage geht, daß ihn ein Schäfer mit Gold angefüllt gefunden, und solches zur Erbauung des Doms hergegeben habe. Auch ist der Schäfer in Stein am Dome abgebildet.

46.

Vom Roland in Bremen.

Sterks Ansichten von Bremen.

Nach uralter Sage iſt der Roland in Bremen das Palladium der Freiheit der Bremer Bürger; ſo lange er daſteht, iſt nichts für die Freiheit der Stadt zu fürchten, und ſelbſt ſollte er dermaleinſt auch geſtürzt werden, ſo iſt, nach dem Volksglauben, noch nicht Alles verloren, falls er nur binnen vierundzwanzig Stunden wieder aufgerichtet wird; weshalb denn, für den Nothfall, im Rathskeller noch ein andrer, obgleich kleiner, aufbewahrt werden ſoll, der im äußerſten Falle an die Stelle des geſtürzten geſetzt werden kann.

Zu den Füßen des Roland ſieht man eine kleine Figur, von welcher die Sage erzählt, daß es der Krüppel ſey, welcher die Weide, ſo die Gräfin Emma von Lesmon der Stadt Bremen ſo groß zum Geſchenk verſprochen, als derſelbe in einem Tage würde umkriechen können, für die Bürger gewonnen hat.*)

*) Laut einer Sage verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern ſcherzweiſe ſo viel Land zu ſchenken, als ein Krüppel, der ſie eben um ein Almoſen bat, in einem Tage würde umkriechen können.

47.

Das Stierloch.

Mündlich.

Bei Scheuen liegt ein Sumpfloch, die Taufe*), gewöhnlich Stierloch genannt. Zu gewiſſen Zeiten ſteigt daraus ein wilder Stier hervor und begattet ſich mit den Kühen der Heerde; auch mißt er ſich mit dem Stier der Heerde, und bleibt Sieger.**)

48.

Das Klageweib.

Mündlich, in der Haidegegend.

In der lüneburgiſchen Haide läßt ſich das Klageweib ſehen. In ſtürmiſchen Nächten beim Mondſchein wankt ſie rieſengroß, mit todtbleichem Geſichte und ſchwarzen Aughöhlen über die Haide.

Man hielt ſie beim Wort, und der Krüppel kroch ſo gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam. (Muſäus Volksmärchen. cf. J. Grimm deutſche Rechtsalterth. 3. 66.)

*) Döpe, was der Erzähler als Taufe, Taufſtein, Taufbecken überſetzte, wiewol dafür die gewöhnliche Benennung Döpe iſt.

**) Die Elf-Stiere — denn daß dieſer Stier auf Elfen deutet, geht aus der Vergleichung mit iriſchen Elfenmärchen hervor (cf. Iriſche Elfenmärchen der Gebr. Grimm, Lpz. 1826, Einleit. № 10.) — kommen in Deutſchland gewiß nur ſelten vor, und die wenigen Sagen über dieſelben ſind ſehr ſchätzenswerth.

Ihr Leichengewand flattert im Winde. Sie ſtreckt ihre rieſenlangen Arme über das einſame Bauerhaus, grauenvolles Wimmern in die Nacht heulend. Unter dem Dache, über welches das Klageweib ſich geſtreckt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenoſſen ſterben.

49.

Graf Teklenburg bezwingt Osnabrück.

Mündlich.

Der Graf von Teklenburg war in einer der vielen Fehden des Mittelalters als Kirchenvoigt mit mannichfachen Rechten über die Stadt Osnabrück geſetzt. Unter Anderm mußten ſich auch die Fleiſcher von ihm ihre Taxe ſetzen laſſen. Ein kleiner buckliger Kerl, der auf einem Eſel ritt, brachte die Taxe jeden Morgen nach der Stadt, aber oft zu ſpät, daß die Fleiſcher, die nicht eher verkaufen durften, ihr Fleiſch nicht mehr los werden konnten. Da drohten ſie ihm, und nahmen ihn, als er nicht folgen wollte, zerhackten ihn, legten die Stücke in zwei Tragkörbe, und jagten damit den Eſel nach Teklen-

burg zurück. Da ergrimmte der Graf gewaltig und drohte die Stadt zu verderben, die dann demüthig um Gnade bat, welche ihr unter dieſer Bedingung zugeſtanden wurde: Die Stadt ſollte binnen Jahresfriſt erſtens ein paar Scheffel Wivelinghöfer *), zweitens blaue Windhunde und drittens Roſenſchüſſe ohne Dornen einliefern. Die Räthe und Bürgermeiſter von Osnabrück ſchickten nun durch alle Welt und konnten doch die letzten zwei Stücke nicht finden. Drauf beſchloſſen ſie endlich in der Rathsverſammlung: erſtens weiße Windhunde in blauen Zimmern zu halten und durch blaue Wärter füttern zu laſſen; zweitens drei Roſenflöcke in knappen gläſernen Röhren zu ziehen. Dieſe Liſt gelang und die Stadt blieb wirklich von weiterm Unheil verſchont.

*) Kleine Silbermünzen, die ihren Namen von einem Biſchofe von Wewelinghofen, aus dem uralten Geſchlechte der Grafen von W., hatten.

50.
Der weiße Ritter.

Mündlich.

Vergl. Vogels Geſch. d. Grafen von Spiegelberg. Hann. 1812.

Auf der Burg oberhalb Lauenſtein, deren Ruinen man noch heute ſieht, wohnte um das Jahr 1303 ein Graf Bodo von Homburg, der dort ſeinen Nachbar, den Grafen Moriz von Spiegelberg, bei einem Gaſtmahle erſtochen haben ſoll. Die Geiſter des Erſchlagenen und ſeiner Mörder zeigen ſich in den Ruinen. Ein Mann, der einſt in mondheller Nacht am Fuße der Burg ſeine Pferde hütete, erzählte Folgendes: mit dem Schlage zwölf ſey ein blaues Flämmchen auf dem Raſen erſchienen, gleich darauf habe die Erde krachend ſich aufgethan, und ein weißer Ritter in ſtarkem Harniſch ſey drohenden Blickes aus dem Boden aufgeſtiegen; Blut quoll aus ſeiner Wunde. Drüben am Gemäuer, zwiſchen Strauch und Dornen, habe er Ritter in ſchwarzen und grauen Rüſtungen an einer Tafel ſitzen ſehen. Starr blickten ſie nach dem weißen Ritter, zogen die Schwerter, dann ſank die Geſtalt ächzend und ſtöhnend zurück. Mit dem Schlage Eins verſchwand der Spuk; unter Brauſen und Waffengeklirr verſank Alles in die Erde und das Licht war verſchwunden. Nachdem haben auch viele Andre die Erſcheinung der Geiſter geſehen.

51.

Der alte Thurm zu Sehmünden.

Mündlich.

Zwiſchen dem Dorfe Altenhagen und der Stadt Springe ſieht man hart an der Landſtraße die Trümmer eines alten Thurms, der ſchon lange Zeit aus den Ruinen der Burg ſich erhalten hat. Die Bauern jener Gegend erzählen, daß man daſelbſt in tiefer Nacht oft einen erſchrecklichen Lärm, Getöſe und Waffengeklirr vernehme. Der letzte aus dem Geſchlecht der von Sehminne, der die Burg beſaß, wurde Nachts von einem benachbarten Ritter darin überfallen und ermordet. Sein Geiſt ſpukt in den Ruinen.

52.

Fritz von der Bergen.

Mündlich.

Auf einer alten Veſte, eine Stunde von Dannenberg, hauſte einſt Fritz von der Bergen, der Schrecken der Umgegend, beſonders der Reiſenden; denn ſelten entkam einer ſeinen raubluſtigen Geſellen. Oft wurde ihm nachgeſtellt, wenn man glaubte,

daß er seine Burg verlassen habe; aber um seine Verfolger zu täuschen, hatte er den Pferden die Hufeisen verkehrt untergeschlagen. Einst erfuhr er von seinen Kundschaftern, daß ein stattlicher Zug durch den nahe bei seiner Burg befindlichen Wald ziehe. Er eilte mit seinen Mannen, den Zug zu überfallen, brach unverhofft aus dem Walde hervor und griff den Zug an. Da erkannte er in dem Führer desselben seinen Fürsten und Gebieter, der, durch die vielen Beschwerden über den von der Bergen veranlaßt, den Zug insgeheim unternommen hatte, um sich von dessen Thun und Treiben selbst zu überzeugen. Fritz fiel seinem Landesherrn zu Füßen und bat um Gnade, allein er wurde gefangen genommen und mußte sein Leben kümmerlich im Gefängniß beschließen. Nie sah er seine Burgveste wieder; sie wurde geschleift und nebst allem Zubehör eingezogen. Die Besitzung wurde hernach eine Domaine, das Amt Gümse, welches im vorigen Jahrhundert zu dem Amte Dannenberg kam. Die Burgverließe werden noch gezeigt und sind jetzt die Kellerräume der Wohnung eines Landbesitzers im Dorfe Gümse.

Die Sage geht, daß Fritz von der Bergen auf ſchwarzem Roſſe, von ſeinen Mannen umgeben, Nachts nach dem Hofe ſeiner ehemaligen Veſte ſprengt; wenn er wieder zurückreitet, ſo begleitet ihn ein Wagen, von vier ſchwarzen Rappen mit feuerſprühenden Augen gezogen, auf welchem Menſchen mit abgeſchnittenen Kehlen liegen.

53.

Die Lippoldshöhle.

Mündlich.

Nicht weit von dem braunſchweigiſchen Dorfe Brunkenſen liegt am Berge die Lippoldshöhle, worin ehemals ein wilder Räuber, Lippold, gehauſt hat. Die Höhle ließ er ganz ſtattlich von einem Maurer aushauen, und tödtete denſelben nach vollbrachter Arbeit. Seinem Pferde hatte er die Hufeiſen verkehrt untergeſchlagen, daß Niemand ſeiner Spur folgen und ihn entdecken konnte. Er hatte ſich ein jung hübſch Mädchen genommen und lebte mit ihr. Von ſeiner Höhle aus hatte er einen Draht quer über den Weg geſpannt und ging, ritt

aber fuhr nun Einer auf dem Wege, ſo mußte er an den Draht rühren, dann klang davon in der Höhle eine Glocke. Sobald Lippold dies Zeichen hörte, ſchoß er auf die Leute*). Er trieb ſich auch in der Gegend herum, raubte und mordete, während ſeine Zuhälterin daheim bleiben mußte. Es war ihr verboten, ohne Erlaubniß die Höhle zu verlaſſen. Nun aber traf es ſich, daß Lippold den Bruder ſeines Mädchens erſchoſſen und beraubt hatte; da bat ſie, des Einkaufs wegen, nach Alfeld gehen zu dürfen. Als ſie in die Stadt kam, ſetzte ſie ſich vor das Rathhaus und klagte der ſteinernen Treppe ihre Noth, und wie Lippold des Nachmittags das Haupt in ihren Schooß lege, und ſich das Haar kämmen laſſe und dann einſchlafe. Das hörten die Leute in Alfeld, gingen den Nachmittag an den Berg, wo die Höhle nach des Mädchens Erzählung liegen mußte, fanden ein Rauchloch und ließen durch daſſelbe einen Strick in die Höhle, grade auf des Mäd-

*) Ähnliches wird von dem Räuber Hanebutt erzählt, der im Eilenrieder Walde bei Hannover ſeine unterirdiſche Wohnung hatte. Ein Eichſtamm, der quer am Wege liegt und Hanebutts Block genannt wird, bezeichnet noch die Stelle, wo die Vorübergehenden in ſeine Schlingen geriethen.

chens Schooß, in dem Lippold ſchlafend lag. Das Mädchen aber ſchlang den Strick um ſeinen Hals und die Leute zogen den Räuber daran in die Höhe, daß er erſtickte.

54.

Das Jammerholz.

Mündlich.

Zwei Stunden von Dannenberg liegt das Dorf Jamel, zu dem Gräflich Groteſchen Gute Breeſe gehörig, das ſeinen Namen von dem Walde erhalten hat, der dort in grauer Vorzeit gelegen, und das Jammerholz genannt ward.

In dieſem Walde haben, einer alten Volksſage nach, die Wenden ihre bejahrten, zur Arbeit nicht mehr fähigen Eltern erſchlagen. Eines Tages, als dieſe grauſame That an einem ſchneeweißen Greiſe, der gebunden und jammernd an der Erde lag, vollführt werden ſollte, kam eine Herzogin von Celle des Weges gezogen, und hörte den Klageruf. Sie drang in das Gebüſch und ſah den Alten und neben ihm etliche junge, kräftige Männer, mit rauhen

Fellen bedeckt. Sie sprachen, als die Herzogin fragte, weshalb der Greis so kläglich jammere: das sey ihr alter Vater, der nicht mehr zum Leben tauge; deshalb auch wollten sie ihn zu Tode schlagen. Die Herzogin vermahnte die Männer, von ihrem grausamen, unnatürlichen Vorhaben abzustehen; die aber sprachen wieder: Was soll ein Mensch auf der Welt, der sich und allen Andern nur Last und Schaden bringt? Seht Ihr den Rost an dieser Axt? Das ist von seines Vaters Blute, den er selbst auch einst erschlagen. Und so werden unsere Söhne, wofern wir zu hohen Jahren kommen, dermaleinst uns wieder tödten. Die Herzogin ließ den Söhnen Geld geben, davon sie ihren Vater erhalten sollten. Sie nahmens und sagten: so lange das Geld ausreichte, so lange könne der Alte noch leben.

55.

Die Eiche bei Lüchow.

M. V. A. 1. 317.

Im Walde bei Lüchow, die Planke genannt, sieht man die sogenannte schöne Eiche. Sie ist über

70 Fuß hoch, grad und ſchlank wie eine Tanne, und hat keine andere Zweige gehabt, als welche oben die Krone bildeten. Von den Landleuten wird dieſe Eiche für heilig gehalten. Jetzt iſt ſie verdorrt. Unzählige Wanderer haben ihre Namen in die Rinde gemeißelt.

Nach der Volksſage ſoll dort in uralten Zeiten, als die ſogenannten vierzehn Gräben oder Wälle in einer Schlacht geſtürmt wurden, ein König erſchlagen ſeyn. Dieſer König hatte eine Eichel im Munde gehabt, und nachdem er dort zur Stelle in ein Grab gelegt, iſt daraus die herrliche Eiche erwachſen *).

56.

Der Schmied am Hüggel.

Osnabr. Bürgerth.

Zwei Stunden von Osnabrück liegt der Hüggel, der ehemals reiche Gold- und Silbergruben gehabt haben ſoll. Die Bewohner der Umgegend

*) Die Sage von einer großen Druiden-Eiche hat ſich auch im Amte Blumenthal, Herzogthum Bremen, erhalten, worüber in einem Aktenvolumen des Amtes vorkommt: "Merkwürdig iſt hier noch ein alter dicker Eichbaum hinter dem Amthauſe auf dem Felde, genannt die heilige Eiche, der bis 1000 Jahr alt geworden iſt."

wiſſen von der weiten Höhle, die ſich in dem Berg befindet, mancherlei Wunder zu erzählen. Wo am ſchroffen Abhange des Hüggels der Holzweg durch die Bergſchlucht nach dem Dorfe Hagen führt, ſoll vor langen Jahren ein Schmied gehauſet haben, der nicht wie andere Menſchen geweſen iſt, aber demungeachtet die beſte Schmiedearbeit geliefert hat. Er war ein treuer Gatte, ein ſorgſamer Vater für ſeine Kinder und ſein Geſinde geweſen, wohlthätig gegen Fremde und hatte nie einen armen Wanderer vor ſeiner Thür vorüber gehen laſſen. Eines Sonntags aber, als des Schmieds Hausfrau grade aus der Kirche nach der Stadt zurückkehrte, wurde ſie vom Blitze erſchlagen. Darüber gerieth der Schmied in Verzweiflung, murrte gegen Gott ſelbſt, wollte von keinem Troſte wiſſen und ſogar ſeine Kinder nicht mehr ſehen. Nach einem Jahre verfiel er in eine tödtliche Krankheit, und in der letzten Stunde kam ein unbekannter Mann zu ihm, von ehrwürdigem Anſehen, mit einem langen weißen Barte, der trug ihn in die hohlen Klüfte des alten Hüggels, daß er zur Büßung ſeines Frevels und zur Läuterung ſeiner Seele im Hüggel herumwandern und Metall-

König seyn sollte, bis der Berg keine Ausbeute mehr liefere; dabei sollte er am Tage ruhen und des Nachts für seine irdischen Brüder nach wie vor Gutes thun.

In den kühlen Schachten erwachte sein frommer, wohlthätiger Sinn wieder. Gold und Silber, das wußte er wohl, macht nicht glücklich, mühsam schleppte er deshalb aus den schwächsten Adern das nützliche Eisen herbei, und soll in früheren Zeiten auch Haus- und Ackergeräthe verfertigt haben. Später beschränkte sich seine Arbeit nur auf das Beschlagen der Pferde. Vor der Höhle war ein Pfahl eingesenkt, an welchen die Landleute ihre Pferde zum Beschlagen banden, wobei sie aber nicht unterlassen durften, den gehörigen hergebrachten Arbeitslohn auf einen daneben befindlichen großen Stein zu legen. Der Hüggeler, so nennen sie den Schmied, wollte aber von Keinem gesehen und in seiner Höhle nicht gestört seyn.

Einmal unternahm ein verwegener Bursche aus Habsucht, in die Höhle zu kommen. Er sammelte einen Arm voll grüner Zweige, zündete sein Grubenlämpchen an, und trat unter die hohe schwarze Decke der Höhle. Da ward ihm nun die Wahl

ſchwer, rechts und links thaten ſich Gänge auf. Auf gut Glück wählte er den Gang zur Rechten. Bald war ſein Vorrath von Zweigen, womit er ſeinen Weg bezeichnen wollte, verbraucht; umkehren und neue holen, wollte er nicht.

So kam er an eine hohe eiſerne Thür am Ende des Ganges; die machte ihm auch noch wenig zu ſchaffen: zwei kräftige Schläge mit der Axt und die Thür flog weit auseinander, aber der Luftzug blies ihm dabei ſein Grubenlämpchen aus. Nur herein! rief eine helle, kreiſchende Stimme, die ging ihm tief in ſeine Seele; halb betäubt trat er näher. Von der Wölbung der Decke und aus den Seitenwänden leuchtete ein wunderbares Licht, an den ſtarken Pfeilern und glatten Wänden ſchwebten ſeltſam zuckende Bilder wie Schatten auf und ab; der Metall-König, mitten unter kleinen mißgeſtalteten Berggeiſtern, und ſeine Diener zu beiden Seiten, ſaßen auf einem langen Balken gediegenen Silbers, um einen anſehnlichen ſtrahlenden Goldhaufen; ſie mochten wol eben gezecht haben. Nur herein, Freund! kreiſchte noch einmal die Stimme; nimm Platz an meiner Seite. Es ſtand noch ein leerer Sitz

da, der ſchien aber dem Burſchen gar nicht zu behagen. Warum denn ſo verzagt? Sey getroſt, Dir ſoll kein Leid geſchehen; wie Du gekommen biſt, werden wir Dich wieder heim ſenden. Doch wir wollen Dir noch ein paar gute Lehren mit auf den Weg geben. Wofern Du Dich darnach kehrſt, kannſt Du noch Einiges retten, wo ſonſt Alles verloren wäre. Tritt her an dieſe Tafel. Leichenblaß und wankend trat der Burſche heran. Mißmuth über den Verfall Deines Hab' und Guts verleitet Dich, daß Du ausſchweifend wirſt, Deine Arbeit verſäumſt und nach verbotenen Schätzen ſuchſt. Ändere Deinen hartnäckigen Sinn, ſo wirſt Du Steine in Gold verwandeln; laß ab von Deinem Hochmuth, ſo wirſt Du Gold und Silber vollauf in Deinen Kiſten und Schränken haben. Du willſt unermeßliche Schätze auf einmal ohne Dein Zuthun ſammeln; bedenke, wie gefährlich das iſt, und wie oft es fehl ſchlägt. Wühle Deine Äcker und Gärten durch, baue Deine Wieſen und Hügel an, ſo wirſt Du Dir ergiebige Gold- und Silberminen ſchaffen.

Wie der Metall-König das geſagt hatte, erhub ſich ein Gekrächze wie von Raben, und ein Ziſchen

und Sauſen wie von Nachteulen, und ein Sturmwind fuhr dem Mann brauſend entgegen, und trieb ihn mächtig und unwiderſtehlich durch die dunkeln, feuchten Gänge zur Höhle hinaus. — Wie der Burſche wieder glücklich im Freien war, gelobte er ſich, nach den Worten des alten Hüggelers zu thun, aber niemals wieder ſeine Klauſe aufzuſuchen.

Einige ſagten, zuletzt ſey dem Hüggeler ſein Unmuth wieder gekommen, er ſey nicht mehr wohlthätig gegen die Landleute geweſen, ſondern habe oft glühende Pflug-Eiſen in die Höhe geſchleudert, und die Bauern damit unnöthiger Weiſe in Angſt und Schrecken geſetzt, woraus ſie denn vermuthet, daß es mit den Silber-Gruben wol bald ein Ende nehmen werde.

Volkssagen
Märchen und Legenden
Niedersachsens.

Gesammelt

von

Herrm. Harrys.

Zweite Abtheilung.

Der Harz.

Celle.

Verlag von E. H. C. Schulze.

1840.

Hannover.
Gedruckt in der Königl. Hof-Buchdruckerei
bei C. A. Leigener.

L 2,4505

Wenn wir in diesem Theile unserer Sagensammlung die gröſtentheils aus mündlicher Überlieferung gesammelten Sagen des Oberharzes voranstellen, so beabsichtigen wir nicht, den sagenreichern Theil des Unterharzes auszuscheiden, sondern es geschieht, weil jene sich unserm Sagenkreise zunächst anschlieſsen und weil überhaupt vom Oberharze bisher nur wenig gesammelt ist. Eine Zusammenstellung der Harzsagen hat aber ihr eigenthümliches Interesse und dürfte nicht, wie man glauben möchte, verspätet oder vielmehr überflüssig erscheinen. Eine kurze Übersicht des Vorhandenen wird dies darthun.

Die vorzüglichste Sammlung harzischer Sagen ist noch immer die von Otmar (Bremen 1800), der schon Grimm (Deutsche Sagen XXI) in Absicht auf Treue und Frische das gröſte Lob ertheilte. So vorzüglich aber die in Otmars Sammlung enthaltenen Berichte sind, so wenig erschöpfen sie den Sagenschatz des Harzes; sie bestehen im Ganzen in nur etwa zwölf Erzählungen, in welche allerdings manche verschiedene Sagen verwebt sind. Danächst enthält Grimms Sammlung, auſser dem, was sie aus Otmar und einigen ältern Büchern aufgenommen hat, das bei Weitem Vorzüglichste; aber beide Werke

zusammen schließen den Sagenkreis des Harzes noch lange nicht ab, und außer ihnen wüßten wir kein drittes, das sich vorzugsweise mit den Sagenschätzen des Harzes beschäftigte. Gottschalk hat in dem ersten und einzigen Bde. seiner Sagen (Halle 1814) nur 2 mündliche Harzsagen aufgeführt, von denen die erste (Schloßjungfer, pag. 184) nur als zweifelhafte Abweichung von den gewöhnlichen Erzählungen anzusehen ist; und Büsching konnte der vielumfassenden Richtung seiner Sammlung wegen auf den Harz nur wenig Rücksicht nehmen. Schuster, der etwa sechs Sagen des Harzes (Hannover 1832) zu ausgesponnenen Erzählungen benutzte, kann hier wol gar nicht in Betracht kommen, eben so wenig dasjenige, was nur als Ausschmückung zu den unzähligen statistischen und beschreibenden Werken über das Harzgebirge benutzt worden ist. Erwähnung verdient jedoch, weniger in Absicht auf die von der edlen Einfachheit der Sage etwas abweichende Darstellung, als auf das darin zu Tage geförderte Material, Hoffmanns Burgen und Bergfesten des Harzes (Quedl. und Leipz. 1836). Das ganz neuerdings begonnene Werk: Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden (Sondershausen bei Eupel) liefert bis jetzt zu wenig dem letzten Theile des Titels Entsprechendes, um darüber eine Ansicht abgeben zu können; man kann

aber wol annehmen, daß auch hier der sagenhafte Theil nur als Nebensache behandelt werden wird.

Wenn wir nun bei einer Zusammenstellung der Harzsagen ohnehin die Grenzen unserer Sammlung nicht genau werden inne halten können, so wollen wir die bekanntesten und vielerzählten Sagen nur in möglichster Kürze aufnehmen, um desto mehr Raum für das Neue zu gewinnen. Unter diesem schließen wir auch die Märchen nicht aus, denn man darf sie nicht allein in den großen Kreis der Sage überhaupt mit hereinziehen, sondern sie stehen den Sagen auch an ethischem und dichterischen Werthe nicht nach. Selbst solche Märchen, die Gemeingut Deutschlands sind, dürften Berücksichtigung verdienen, sobald sie abweichend oder in eigenthümlichem Charakter erzählt werden.

Die harzische Sage ist, wie die Sage überhaupt, eine zwiefache: sie pflanzt entweder Meinungen fort, oder Thatsachen. Jene grenzt an das Gebiet des Aberglaubens mehr, als an das der deutschen Mythologie, hängt aber mit der Sage, welche Fakten überliefert (der erzählenden Sage), genau zusammen, und muß daher, schon aus dem Grunde, weil sie sich über Orte und Personen der letztern verbreitet, den einzelnen Sagenerzählungen angeschlossen werden.

Von den Sagen, welche Meinungen fortpflan-

zen, und die wol lehrend im allerweiteſten Sinne genannt werden können, ſind zunächſt diejenigen zu beachten, welche ſich auf Erforſchung der Zukunft beziehen, dabei iſt nicht zu überſehen, daß dieſelben an einzelnen Zeiten haften. (S. d. Andreas-Abend, nicht eigenthümlich harziſch.) Hieher gehören auch die Sagen über die Erforſchung andrer Dinge. Man kann erfahren, ob man von Jemand geliebt wird, nämlich durch die Sternblume (auch dieſe iſt nicht blos harziſch). Man kann erforſchen, wo Erzgänge ſind, nämlich durch die Wünſchelruthe, eine Haſelgerte, die in eine Gabel endigt. Will man einen edlen Gang ſuchen, ſo faßt man mit jeder Hand eine Zinke dieſer Gabel und geht, ſo die Ruthe vor ſich hertragend, ins Gebirge. Wenn nun die eine Zinke, obgleich ſie feſt emporgehalten wird, ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem Boden zu dreht, ſo iſt man auf einem Erzfelde. Man kann mit der Wünſchelruthe auch Schätze finden; der gewöhnlichen Meinung zufolge nur metallne, nicht aber aus Edelſteinen ꝛc. beſtehende.

Sagen über die Erlangung und Entdeckung von Schätzen ſind ferner folgende:

Wer des Nachts an einſamen oder wilden Orten etwas Glänzendes an der Erde ſieht, z. B. Glühwürmer oder feurige Kohlen oder blaue Flämmchen, und er fühlt einen gewaltigen Trieb, jene Dinge

zu faſſen, der muß dieſem Trieb folgen, denn hier iſt ein Schatz und in der Taſche, oft ſchon in der Hand, verwandeln ſich dieſe Dinge in Gold.*) Wem es vergönnt iſt, der erblickt Nachts, wenn er allein durch einſame Gegenden wandelt, oft einen hellen Schein, auch wol ein hohes leuchtendes Feuer, das ſich über eine weite Strecke hinzieht. Unter jener Gegend birgt die Erde reiche Erzgänge. Und dieſe Erſcheinung nennt man das Erzbrennen.

Es giebt auch Sagen über verwünſchte Gegenden. Wer des Nachts in der Geiſterſtunde **) über eine ſolche Gegend wandert, der kann nimmer aus derſelben herauskommen. (S. d. Todtenwieſe bei Zellerfeld.)

Dieſer Art Sagen findet man auch unter den Zauberſagen. Schätze werden entweder vom Teufel, oder von einem ſchwarzen Hunde, oder von verwünſchten Jungfrauen bewacht. Wer ſie haben will, der muß einen ſchwarzen Bock bringen und den Höllenzwang leſen laſſen. Wer aber ſpricht, eh er den Schatz in Händen und in Sicherheit hat, dem verſinkt der Schatz vor ſeinen Augen.

Das Gewitter oder wildes Feuer darf man nicht verfluchen. Darum ſagt man wol, das liebe Ge-

*) Vergl. Arndts Jugenderinnerungen.

**) Es würde eine intereſſante Unterſuchung ſeyn, die Geiſterſtunde zu beſtimmen; geht ſie von 11—12 oder von 12—1?

witter, das liebe Feuer. Verflucht Jemand das Gewitter, ſo ſchlägts ein in demſelben Hauſe. Verflucht Jemand das wilde Feuer, ſo läufts ihm nach, bis es ihn ergriffen hat. (S. pag. 16.)

Am Walpurgis-Abend ziehen die Hexen nach dem Brocken. Zu dem Zwecke ſalben ſie ſich mit einer Zauberſalbe und fahren ſo zum Schornſtein hinaus. Am Walpurgis-Abend darf man keine Katze necken oder ins Haus nehmen; es kann eine Hexe ſeyn.

Mehr darüber wird in den Sagen ſelbſt vorkommen.

1.

Der Zwergkönig.

Mündlich.

Vor alten Zeiten hat ſich in der Gegend um den Hübichenſtein bei Grund der Gübich ſehen laſſen. Nämlich tief unter dem Hübichenſtein da haben die Zwerge ihre Wohnung, und der Gübich iſt ihr König. Er iſt rauh von Haar wie ein Bär und hat ein ſehr altes Geſicht. So hat er ſich vor alten Zeiten den Leuten gezeigt. Wem er gut geweſen iſt, dem hat er vielen Reichthum beſcheert; aber wer ihn beleidigt oder ſonſt ſeinen Zorn erregt hat, dem hat er manches Ungemach zugefügt. Er hat auch alle heilſamen Kräuter auf dem Harze gekannt und Manchem dadurch zur Geſundheit verholfen; aber er hat es nie zugeben wollen, daß Jemand auf den Hübichenſtein geſtiegen iſt *).

Der Gübich iſt eigentlich von kleiner Statur, kann ſich aber auch ſehr ausrecken. Früher hat er alle hundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt darf er nicht mehr.

*) Vergl. Erſteigung des Hübichenſteins.

2.

Der Bergmönch.

Mündlich.

Der Bergmönch iſt früher ein Bergmeiſter geweſen. Der hat ſolche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm ſtatt der ſeligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubniß geben, bis auf den jüngſten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufſichtigen. Dieſe Bitte iſt ihm gewährt. Der Bergmönch erſcheint den Menſchen in der Kleidung eines Bergmeiſters mit einem ſilbernen Grubenlichte. Seine Beſchäftigung iſt dieſe: Er durchfährt alle Stollen, durchſpürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an ſolchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langſam, bald ſchnell wie der Blitz. Bisweilen ſetzt er ſich auf die Kunſtgeſtänge, oder er hält ſie auf, oder er drillt auch die Waſſerräder, je nachdem ſeine Laune iſt, oder je nachdem er den Schützer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal plötzlich aus dem feſten Geſtein heraus in den Gruben, und das feſte Ge-

ſtein thut ſich vor ihm auf, und iſt er hineingetreten, ſchließt es ſich hinter ihm ſo feſt, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pingen, auch aus den engſten Räumen der Radſtuben herauskommen und in denſelben verſchwinden ſehen. Wem er gut iſt, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geſchenke und erſcheint ihm in Menſchengeſtalt und in Menſchengröße. Wem er böſe iſt, oder wo er unbeachtet ſich glaubt, oder ſich um das Auge der Menſchen nicht kümmert, erſcheint er in ſeiner wahren Geſtalt. Dann iſt er rieſengroß, gekleidet wie ein Geſchworener. Seine Augen ſprühen Flammen und ſind wie Kutſchenräder, ſein ſilbernes Grubenlicht iſt ſo groß wie ein Scheffel, und die Flamme desſelben iſt von entſprechender Größe und Helle, ſeine Beine ſind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann ſeine Pflicht nicht thut, giebt er ihm den Reſt.

3.

Das Mönchsthal.

Mündlich.

Das Mönchsthal bei Clausthal hat seinen Namen vom Bergmönch, der hat hier seinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher sehr reiche Gruben gegeben. Da ist der Bergmönch manchmal in der Grube erschienen, ja wol gar in die Bucht gekommen, und die Bergleute haben sich so an ihn gewöhnt, daß sie eben keine Furcht mehr vor ihm gehabt haben. Aber manchmal hat er auch seine Launen gehabt, hat die Schütten aufgehoben, daß man die Wasserräder nicht hat zum Stehen bringen können, oder hat die Kunst aufgehalten, oder die Bergleute erschreckt durch allerlei abenteuerliche Spielereien und Neckereien. Dadurch wird er endlich den Bergleuten zur Last und sie haben ihn gern los seyn wollen. Endlich folgen ihm einmal ein paar Bergleute nach und legen, so wie sie gehen, Kreuze vor sich hin. Da geht der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geschlossen wird. Der Bergmönch sieht sich noch einmal um und sieht ganz zornig aus. Dar-

auf rührt er den Stein an. So wie er den Stein angerührt hat, thut der ſich von einander und der Bergmönch tritt hinein. Gleich darauf ſchließt ſich die Wand wieder feſt zuſammen.

Seit der Zeit iſt der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber dieſe ſind auch alle überſchwemmt und man hat ſie auflaſſen müſſen und bis auf dieſen Tag ſind die Waſſer im Mönchsthal nicht zu gewältigen und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Fels gegangen iſt, auf der nämlichen Felswand iſt das Bild eines Bergmanns zu ſehen.

4.

Der ſilberne Mann.

Mündlich.

In einer Grube iſt man beim Abſinken auf einen Menſchenkopf von gediegenem Silber gekommen, und wie man weiter abſinkt, kommt eine ganze Menſchengeſtalt von lauterm Silber zum Vorſchein, die ſtellt den Bergmönch vor, wie er leibt und lebt.

Und darum hat Niemand es wagen dürfen, dieſes Bild zu beſchädigen. Und lange, lange Jahre iſt dieſe Grube die ergiebigſte auf dem Harze geweſen, und wegen ihres Wahrzeichens hat ſie der ſilberne Mann geheißen. Aber einmal läßt ſich Einer durch Habſucht verleiten, daß er von dem Bilde einen kleinen Finger abſchlägt. Da ſpringt aus der Wunde ein gewaltiger Waſſerſtrahl heraus, daß die Menſchen kaum haben aus der Grube heraus kommen können. Die Grube aber iſt ertränkt bis auf dieſen Tag.

5.

Der wilde Jäger.

Mündlich.

Auch am Harze kommt der wilde Jäger vor.

Der wilde Jäger kann nicht leiden, daß man ihm nachruft. Am Eichelkopf (einem bewaldeten Berge, der zum Bruchberge gehört) waren einmal Zimmerleute, um Bauholz zu fällen. Die ſitzen des Abends — es iſt Winter geweſen — in ihrer Köthe ums Feuer und haben aus nichts was Arges. Auf einmal gehts in der Ferne «Hoho! Ho-

ho!» und dazwiſchen Hundegeklaff und Geſchrei, wie wenn ein großes Treiben iſt. Und der Lärm kommt immer näher und brauſt vor der Köthe vorüber. Das iſt der wilde Jäger mit ſeiner Geſellſchaft. Die Zimmerleute ſind darüber ſehr erſchrocken, werfen ſich voll Angſt auf den Boden und ſind ganz ſtill. Aber einer iſt keck und tritt in die Thür der Köthe, und wie der wilde Jäger vorüber iſt und der ganze Zug, macht er das Jagdgeſchrei nach und ruft «Hoho! Hoho! Hoho!» — Auf einmal fällt ein ſchwarzer Klumpen auf den Heerd, daß Funken und Brände den Zimmerleuten um die Köpfe fliegen. Das Feuer aber iſt aus. Wie ſies wieder angezündet haben, ſehen ſie, daß eine große Pferdelende auf dem Heerd liegt, und der Zimmermann, der dem wilden Jäger nachgerufen hat, iſt todt.

Aber der wilde Jäger iſt nicht immer ſo bös. Sind einmal etliche junge Mädchen in die Heidelbeeren gegangen. Die verirren ſich im Walde und ſtatt daß ſie ſich herausfinden, kommen ſie immer tiefer in den Wald. Und es wird Nacht und ſie haben nichts zu eſſen gehabt. So ſind ſie vor Mattigkeit und Angſt und Hunger faſt todt. Auf ein-

mal läßt ſich der wilde Jäger hören und zieht in der Ferne vorbei. Da bekommt das eine der Mädchen, die ein keckes Ding geweſen iſt, den Einfall, dem wilden Jäger nachzuſchreien. Wie ſie dem wilden Jäger nachſchreit — da plötzlich ſteht er mitten unter den Mädchen und fragt, was ſie ihn gerufen hätten? Das Mädchen ſagt: ſie hätten ſich verirrt und müßten bald vor Hunger ſterben, und hätten nichts zu eſſen; er möge ihnen Brod und Salz und Fett geben, dann wollten ſie ihm gute Reiſe wünſchen. Da lacht der wilde Jäger und ſagt, für dasmal ſolle es ihnen geſchenkt ſeyn, aber ſie ſollten's nicht wieder wagen. Fort iſt er; und auf der Stelle brennt ein Feuer, und ein Topf ſteht darauf und eine Brodſuppe drin. Da haben ſich die Mädchen alle gepflegt und haben ſich darauf ſchlafen gelegt, und den Morgen haben ſie ſich auch aus dem Walde gefunden.

Ein alter Zimmermeiſter, der vor etwa dreizehn Jahren geſtorben iſt, wollte den wilden Jäger geſehen haben. Er ſagte, der wilde Jäger habe auf einem ſchwarzen kopfloſen Pferde geſeſſen, er habe eine lange Hetzpeitſche in der einen Hand gehabt und

in der andern ein Jagdhorn, darauf habe er geblaſen. Das Geſicht aber habe ihm im Nacken geſeſſen. Und zwiſchen dem Blaſen habe er gerufen: «Hoho! Hoho!» Vor ihm und hinter ihm ſeyen die Weiber und Jäger geweſen und viel Hunde, die hätten einen ſchrecklichen Lärm gemacht. Wie der Blitz ſey Alles vorübergeflogen, aber noch weit im Walde habe er den Lärm hören können.

6.

Die Haulemutter.

Mündlich.

Auch die Haulemutter (Mutter Holle, Frau Holle, die alte Hel) kommt in den Harziſchen Sagen vor.

Einmal des Morgens ganz früh kommt ein Bergmann von ſeiner Arbeit nach Haus. Da hört er eine weinerliche Stimme, die aus einer Hausthürſchwelle herauszukommen ſcheint. Er tritt näher und ſieht ein altes Mütterchen in einer Hausthür ſitzen, das thut ganz erbärmlich, daß es ihm recht zu Herzen gegangen iſt; denn es iſt Winter und recht kalt geweſen. Da fragt er ſie: Mütterchen, was fehlt

Euch denn? Ach mich friert, ach mich friert, ſagt ſie klagend, und mich will Keiner ins Haus aufnehmen. Du lieber Gott, ſagt der Bergmann, was es doch für unbarmherzige Menſchen giebt! Kommt, Altes, geht mit mir und wärmt Euch in meinem Hauſe. So geht er, die Alte ihm nach, und kommen Beide ins Haus. Da ſetzt Euch hinter den Ofen und ruht Eure alten Glieder. Der Bergmann aber ſetzt ſich an ſeinen Tiſch, um noch ein wenig zu eſſen. Er hat alſo dem Ofen den Rücken zugekehrt und wie er denkt, er will den erſten Biſſen an den Mund führen, kommt auf einmal eine lange dürre Hand über ſeinen Kopf her, und nimmt ihm die Biſſen vom Tiſche weg. Wie der Bergmann ſich umſieht, da ragt das alte Weib über den Ofen weg, und hat ſich durch die ganze Stube hergeſtreckt und greift mit der Hand nach ſeinem Eſſen und ruft: Ich will auch was haben, ich will auch was haben, ich will Dich auch haben! Da erkennt der Bergmann, daß es die Haulemutter iſt, die er ins Haus aufgenommen hat, greift fluchend nach einer Axt und haut damit auf die alte Haulemutter ein. Die macht ſich geſchwind wieder

ganz klein und flieht vor den Schlägen des Bergmanns zu dem geöffneten Hause hinaus.

7.

Das kleine Clausthal.

Mündlich.

Bei Clausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Clausthal geheißen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich gemacht. Darüber hat Gott die Stadt untergehen lassen, und an der Stelle, wo die Kirche gestanden hat, ist ein Teich entstanden. In der Mitternacht vom Gründonnerstage auf den Charfreitag ist die Kirche an der Stelle zu sehen, wo jetzt der Teich ist, zugleich zeigt sich ein Reh mit seinem Kalbe, das Niemand jagen darf *). Noch jetzt heißt jenes Thal das kleine Clausthal.

*) Die folgende Sage.

8.

Wilddieb.

Mündlich.

Am Harz war ein grauſamer Wilddieb. Wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild ſteht, ſo wars auch nicht ſicher. Der hatte auch gehört, daß im kleinen Clausthal in der Mitternachts-Stunde des Charfreitags ein Reh mit ſeinem Kalbe ſich ſehen läßt, das man nicht ſchießen darf. Aber er lachte nur darüber. Einmal kurz vor Oſtern iſt er in einer luſtigen Geſellſchaft. Da erzählen ſich auch die Leute vom kleinen Clausthal. Aber wie er denn an nichts geglaubt hat, ſo lacht er nur darüber und ſagt: Was gilts? Ich ſchieß Euch das Reh mit ſammt dem Kalbe, und wir wollens am erſten Oſterfeiertage verzehren. Die Leute haben ihm wol davon abgerathen — aber er läßt ſich nicht ſagen. Am Charfreitag Abend macht er ſich nach dem kleinen Clausthal. Wie er vor den Teich kommt, ſieht er auf demſelben einen hohen, dicken Nebel liegen, der geht bis an den Himmel und man hat den Teich nicht ſehen können. Und in dem Nebel iſt ein Geflüſter, wie wenn Viele mit einander reden, und

es ſchimmern bisweilen wunderliche Geſtalten heraus. Auch über den Weg kommen viele Geſtalten herübergehuſcht, wie luftige Schatten, und alle verſchwinden im Nebel über dem Teiche. Aber er hat nichts Arges draus. Er geht vorüber und ſtellt ſich am Ausgang des Thales, da wo jetzt das erſte Innerſter Pochwerk iſt, hinter einen Buſch auf die Lauer. Richtig kommt das Reh mit dem Kalbe. Da ſchießt er das Kalb nieder. Wie ers fallen ſieht, ſpringt er drauf los und bindet ihm die Füße zuſammen und hängts über die Schulter. Darauf geht er zurück. Wie er dahin kommt, wo jetzo wieder der Teich iſt, ſteht auf der nämlichen Stelle, wo eben noch der Teich war, eine Kirche. Die iſt hell erleuchtet und der Geſang ſchallt und die Orgel dazwiſchen. Das iſt doch ſeltſam, denkt er, ſollſt doch einmal in die Kirche gehen. Er tritt alſo hinein. Da ſieht er denn die ganze Kirche voll Menſchen; aber die ſehen alle aus, als wenn ſie ſchon Jahrhunderte lang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider ſind nach einer Mode geweſen, die er nicht kennt. Er grüßt, keiner dankt ihm; aber einige nicken, andre ſchütteln den Kopf und winken einander zu

und weiſen mit den Fingern auf ihn hin. Auf dem Altar die Lichter und die Lichter auf dem Kronleuchter brennen mit blauer Flamme und aus dem Kelche auf dem Altar zuckt eine blaue Flamme hervor. Nachher kommt der Paſtor vor den Altar, aber das iſt gar keine menſchliche Sprache geweſen: es iſt, als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllt, und aus dem Munde geht dem Prediger eine blaue Flamme. Auf einmal krachts durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen ſollte. Da zeigt der Paſtor auf ihn hin und ſchreit: verfluchter Sabbathſchänder! Und die Geiſter ſtehen gegen ihn auf und heulen das Wort nach. Darüber ſtürzt er voll Angſt und Schrecken zur Kirche hinaus. Wie er hinausſtürzt, ſchlägts die Thür hinter ihm zu, daß ihm die Ferſen weggeſchlagen ſind. Da fliegt er bis an den Weg, und hier bleibt er liegen bis an den Morgen. Wie er zu ſich ſelbſt kommt, liegt der Teich ruhig da. Aber das Rehkalb iſt weg. Er aber iſt todtkrank und kann ſich kaum nach Hauſe ſchleppen. Wie er neun Tage gelegen hat, hat er die Geſchichte erzählt und iſt darauf geſtorben.

9.
Die Wunderblume.

Mündlich.

Im Johannisthal bei Clausthal wächst eine Wunderblume. Wer ganz unschuldig ist und es ist ihm beschеert, daß er sie zufällig findet, (denn wer sie sucht findet sie nimmer) der bekommt, so lange er sie bei sich trägt, die Gabe sich unsichtbar machen zu können, und die Sprache der Thiere zu verstehen.

10.
Der Hirschlerteich.

Mündlich.

Wo jetzt der Hirschlerteich ist (ein bedeutender Teich bei der Grube Caroline auf dem burgstätter Zuge bei Clausthal), da ist in frühern Zeiten ein Thal gewesen. Aber ein Hirsch hat da einmal seinen Wechsel gehabt, lange Zeit. Nun ist einmal die Quelle ganz versiegt. Da bleibt der Hirsch nicht weg, sondern er scharrt mit dem Fuße in der Quelle. Da schießt auf einmal die Quelle wieder so stark hervor, daß es wol drei Räder Wasser gewesen sind.

Und seit der Zeit ist da ein Teich entstanden, der hat von dem Hirsch seinen Namen erhalten und bis jetzt noch versiegt die Quelle nimmer.

11.

Feuer wird verflucht.

Mündlich.

In Clausthal ist einmal Einer gewesen, der hat sich in ein Mädchen verliebt, die in einem Hause am Platze bei der Erzstraße gedient hat. Aber das Mädchen hat ihn nicht leiden mögen, wie er sich auch bemüht hat, ihr zu gefallen. Darüber ergrimmt der Mann endlich so, daß er sich eines Abends auf des Mädchens Schlafkammer schleicht und eine Feueruhr unter ihr Bett stellt. Gegen 12 Uhr Nachts schlägt die Uhr Feuer, und wie das Mädchen aufwacht, hat sie kaum Zeit, aus dem Fenster zu springen, kann aber nichts von ihrer Habe retten. Darüber schreit sie in Verzweiflung: ach du verfluchtes Feuer! und wie sie das gerufen hat, fliegt das Feuer auf sie zu. Das Mädchen flieht, aber das Feuer fliegt ihr nach und alle Straßen, durch

welche das Mädchen ſeinen Weg genommen, gera-then in Brand, ſo daß man endlich gar nicht mehr dem Feuer Einhalt zu thun weiß. Da erbietet ſich ein Jude, er wolle das Feuer verſchreiben. Die Obrigkeit traut ihm aber nicht, und will das nicht geſtatten. Endlich wie ſchon faſt die ganze Stadt in Flammen geſtanden hat und ſelbſt Schulen, Kirche und Rathhaus in Aſche liegen und auch ſchon die Apotheke angehen will, geht man auf den Vorſchlag des Juden ein. Da hat der Jude an die Apotheke die Worte geſchrieben: «Bis hieher ſollſt Du kom-men und nicht weiter!» und hat ſeine Charaktere dabei gemacht. Darauf hat das Feuer geendet, ſo daß von der Stadt derjenige Theil ſtehen geblieben iſt, den man noch jetzt das alte Viertel nennt.

Andre ſagen, das Mädchen ſey wirklich in ihrem Bette verbrannt. Aber eine Perſon aus der Nach-barſchaft, die durch das Feuer alle ihre Habe ver-loren, habe das Feuer verflucht.

12.

Die Kirche zu Zellerfeld.

Mündlich.

Vor alten Zeiten iſt einmal bei einem großen Brande auch die Zellerfelder Kirche mit abgebrannt, und man hat kein Geld gehabt, um ſie wieder aufzubauen. Da hat eine Henne mit ihren Küchlein an der Stelle, wo jetzt die Kirche ſteht, einen groſſen Schatz aufgeſcharrt. Von dieſem Gelde iſt die Kirche erbaut, und zum Wahrzeichen hat man über den vier Kirchthüren die Henne in Stein abgebildet, wie noch jetzt zu ſehen iſt.

Aber es iſt in der Kirche gar nicht zu bleiben geweſen. Denn wenn die Kirche angegangen iſt— während der Predigt — hat der Teufel einen ſolchen Lärm mit Poltern und Schreien und Brüllen gemacht, daß Niemand hat ausdauern können. Da waren nun ſchon viele Verſuche gemacht, ihn zu vertreiben, aber alle vergebens, bis endlich ein fremder Mann ſich eingefunden, der gab ſich für einen Teufelsbanner aus. Und den nahm man zu Hülfe.

Der forderte den Teufel vor, und beſchwor ihn, daß er die Kirche verlaſſen mußte. Unter großem

Lärm iſt da der Satan unten aus der Kirche nach der Seite des Marktes zu durch die Mauer hinausgebrochen. Das Loch, durch welches er hinausgefahren iſt, hat man oftmals zumauern wollen, allein am andern Morgen war der Stein immer wieder herausgehoben, und bis auf dieſen Tag iſt die Öffnung zu ſehen.

* * *

Früher hat auf dem Zellerfelder Gottesacker auch eine Kirche geſtanden. Wenn nun ein Bergmann umkommen ſollte, ſo war die Nacht vorher die Kirche ganz erleuchtet, und wenn Einer den Muth hatte, daß er hinein trat, ſo hat er den Bergmann, der umkommen ſollte, vor dem Altare im Sarge geſehen.

Einmal kommt eine Frau des Nachts von Goslar mit einer Tracht grüner Waare. Die Frau ſieht auch die Kirche hell, und weil ſie ein muthiges Frauenbild iſt, tritt ſie in die Kirche. Da iſts ganz hell, wie von tauſend Lichtern, obgleich nirgends eins zu ſehen iſt. Aber vor dem Altar ſteht ein Sarg und in dem Sarge liegt ihr eigner Mann und iſt todt. Wie ſie das geſehen hat, geht ſie nach

Hauſe und bittet ihren Mann, doch morgen nicht anzufahren. Aber der Bergmann hat doch umkommen müſſen, obgleich er nicht angefahren iſt. Denn da er ſich des andern Tages zum Schlafen auf die Ofenbank legte, iſt von dem Geſimſe ein Glätteiſen herabgefallen, ihm grade auf den Kopf, und hat ihn auf der Stelle getodtet.

13.

Fauſts Höllenzwang.

Mündlich.

In der Zellerfelder Kirche liegt der Höllenzwang an einer eiſernen Kette angeſchloſſen. Er iſt vom Doktor Fauſt geſchrieben. Wenige Menſchen können ihn leſen, und es iſt äußerſt gefährlich, ihn zu leſen. Wer ihn, ohne ſein Leben zu verlieren, leſen will, muß ihn vorwärts und rückwärts leſen können. Wenn man ihn vorwärts lieſet, ſo kommt der Teufel, wenn man ihn rückwärts lieſt, ſo entfernt er ſich wieder. Hat nun Einer den Höllenzwang vorwärts geleſen und er kann ihn nicht wieder rückwärts leſen, ſo giebt ihm der Teufel den Reſt.

14.

Die Todtenwieſe bei Zellerfeld.

Mündlich.

Wer des Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr über die Todtenwieſe (eine runde Wieſe in der Nähe von Zellerfeld vorn im Gehölze des Einersberges) geht, den führts irre; er kommt nicht vor Tage von der Wieſe herunter. Das iſt ſchon Manchem begegnet.

15.

Spuk bei Zellerfeld.

Mündlich.

Vor Jahren iſts beim Zellerfelder Brauhauſe nicht richtig geweſen. Wann da einer des Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr vorübergegangen iſt, ſo hat ſichs ihm hinten auf den Rücken geſetzt, und der Menſch hats mit ſich ſchleppen müſſen, bis er zu Boden geſunken iſt. Nicht Jeder, dem das begegnet, iſt daran geſtorben, aber auf dem Rücken hat er immer die Spur von eingedrückten Händen oder einer Menſchenfigur gehabt. — Das kommt daher, weil das Brauhaus früher ein Kloſter ge-

weſen iſt, und nun üben die Mönche Rache dafür aus, daß man dies Kloſter aufgehoben hat. Auch hat der Nachtwächter in der Gegend manchmal einen Mann ohne Kopf umhergehen ſehen. Wenn man dergleichen ſieht, muß man ſtill vorübergehn, ſonſt giebts einem den Reſt.

Bergleuten begegnet es bisweilen, daß ſie des Nachts auf ihrem Anfahrwege plötzlich eine ſchwarze und unabſehbare Mauer vor ſich ſehen. Sie thun dann am beſten, gleich umzukehren, denn wenn ſie einen weiten Umweg machen, kommen ſie wol zu ihrer Grube, aber ſie müſſen dann auch an dieſem Tage ihr Leben laſſen.

16.

Der Freiſchütz.

Mündlich.

Vor alten Zeiten hat in Zellerfeld ein Förſter gelebt, der iſt ein Freiſchütz geweſen. In ſeinen Lehrjahren hat er nämlich gar kein Glück im Schießen gehabt, und iſt darüber ganz tiefſinnig geworden. Alſo geht er auch einmal ganz verdrießlich im Revier umher und denkt bei ſich ſelber, er will

nur die Jägerei ganz aufgeben. Da begegnet ihm auf dem Wege ein Grünrock, der fragt ihn, was er so betrübt aussähe? Da sagts der Jägerbursche. Wenns weiter nichts ist, antwortet der Grünrock, dem ist leicht abzuhelfen, es gehört nur ein bischen Muth dazu. Ich will Dirs sagen, Camerad. Geh zum Abendmahl und den wahren Leib behältst Du im Munde. Wenn Du dann aus der Kirche kommst, nimmst Du Deine Flinte, und gehst ins Holz und da nagelst Du den wahren Leib an einen Baum an und schießest drei Mal darnach im Namen des Teufels. Hast Du das gethan, so magst Du in die blaue Luft schießen, Du trifft was Du willst. Mein Jägerbursch hat sich bethören lassen und ist auf diese Weise ein Freischütz geworden. Er hat als Förster manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen, des Spaßes wegen. Zuweilen, wenn er an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt hat, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten oder Rehbraten oder einen Auerhahn; hat dann seine Flinte genommen, zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: geht in den Garten, oder: geht in den Hof, oder auf die Gasse, da liegts. Und wenn

ſie dahin gegangen ſind, wo er geſagt hat, haben ſies gefunden. Manchmal hat er auch gefragt, wo's liegen ſoll und jedesmal hats da gelegen, wo es die Leute haben wollten.

Einmal bat ihn Einer, er möge ihm doch auch die Kunſt lehren. Aber das wollte er nicht, und erſt nachdem dieſer geſchworen, er wolle die Kunſt nicht weiter lehren, auch Niemand ſagen, wie er, der Förſter, ein Freiſchütz geworden ſey, erzählte ers ihm. Lange Jahre hatte er ſo ſein Weſen getrieben. Endlich wie er auf dem Todtbette liegt, und ſchon im Sterben iſt, ſpringt er plötzlich auf, und ſtürzt wie wahnſinnig durch die Stube, und ſchreit: nein Teufel! noch nicht! noch ſollſt Du mich nicht haben! Aber was halfs? Mitten in ſeinem Geſchrei ſtürzt er todt nieder. Und wie man genau zu ſieht, iſt ihm der Hals umgedreht und ringsherum ein blauer Streif, wie ein blaues Halsband. Da hat es jener Menſch erzählt, was es für eine Bewandtniß mit dem Förſter gehabt habe.

17.

Andreas-Abend.

Mündlich, am Oberharz.

Am Andreas-Abend können die Mädchen machen, daß der künftige Geliebte oder Gatte ihnen im Traum erſcheint. Zu dem Ende ſprechen ſie vor dem Einſchlafen die Worte:

Andreas-Abend iſt heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menſchenkind,
Die zwiſchen Himmel und Erde ſind,
Bis auf dieſen einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann.

Wollen Mädchen wiſſen, in welcher Gegend der Mann wohnt, der einſt ihr Gatte wird, ſo gehen ſie des Nachts zwiſchen 11 und 12 ganz in der Stille in den Garten, ſchütteln den Erbzaun und ſprechen dazu auch wol die Worte:

Erbzaun ich ſchüttel Dich,
Ich rüttel Dich.
Wo mein fein Liebchen wohnt, da regt ſichs.
Kann er ſich nicht ſelber melden,
So laß nur ein Hündchen bellen.

Dann bellt in der Gegend, wo ungefähr das Liebchen wohnt, ein Hund.

Man kann auch den künftigen Gemahl herbei-

zaubern in der Andreas-Nacht, und zwar auf folgende Weiſe: Man ſchließt ſich, nach Einbruch der Nacht, entkleidet in die Schlafkammer ein, nimmt zwei Becher und gießt in den einen helles Waſſer, in den andern Wein, und dieſe ſo gefüllten Becher ſtellt man auf den weiß gedeckten Tiſch. Dann ſpricht man folgende Worte:

Dresmes
Mein lieber Sankt Andres!
Laß doch vor mir erſcheinen
Den Herzallerliebſten meinen.
Soll er mir werden reich,
Schenkt er mir eine Kanne Wein;
Soll er mir werden arm,
So ſchenke mir eine Kanne Waſſer.

oder:

Bettſpond ich trete Dich,
Sankt Andres, ich bitt Dich:
Laß doch erſcheinen
Den Herzallerliebſten meinen.
Soll ich mit ihm werden reich,
Kommt er mit dem grünen Zweig;
Soll ich mit ihm werden arm,
Kommt er mit dem Knauſt Brod im Arm.

Iſt das geſchehn, ſo kommt die Geſtalt des künftigen Ehemannes zur Thür herein, und trinkt aus einem der Becher. Iſts ein armer, ſo trinkt

er von dem Waſſer; iſts ein reicher, ſo greift er nach dem Wein. — Es hat einmal eine vorwitzige Dirne auf dieſe Weiſe den künftigen Gemahl herbeigezaubert. Die Geſtalt deſſelben kommt richtig um 12 Uhr zur Thür herein, trinkt von dem Wein, legt einen dreiſchneidigen Dolch auf den Tiſch und verſchwindet. Die Dirne legt den Dolch in ihre Truhe. Nach Jahren kommt ein Mann aus weiter Ferne in die Stadt, wo das Mädchen wohnt, kauft ſich daſelbſt an und heirathet ſie. Es iſt wirklich derjenige geweſen, deſſen Geſtalt ihr damals erſchienen war. Einige Zeit nach der Hochzeit kommt einmal der junge Mann über die Truhe ſeiner Frau, und findet auch den Dolch. Dieſer Anblick macht ihn wüthend. Alſo Du biſt die Dirne, die mich vor Jahren gezwungen hat, aus weiter Ferne in der Nacht hieher zu laufen. Alſo iſts doch kein Traum geweſen. Dafür fahre hin! Und mit den Worten ſtößt er ihr den Dolch ins Herz.

Wenn daher der künftige Mann bei ſeinem Erſcheinen ein ſolches Ding auf den Tiſch legt, muß man es vernichten. Denn ſieht der künftige Gemahl Dasjenige, was er zu jener Zeit mitbrachte,

wieder, wird er seiner Gemahlin wenigstens gram, weil sie ihm durch den Zauber große Angst und Schmerzen verursacht.

Will man wissen, ob man das nächste Jahr sterben muß, so macht man am Andreas-Abend vor Schlafengehn auf den Tisch ein kleines spitzes Häufchen von Mehl. Ist am andern Morgen das Häufchen aus einander gefallen, muß man das Jahr sterben.

Man kann am Andreas-Abend auch erfahren, welche von den gegenwärtigen Personen einander lieben oder künftig mit einander verbunden werden. Dazu setzt man ein Gefäß mit reinem Wasser auf einen Tisch und auf das Wasser setzt man kleine leichte Schälchen von Silberblech, die man mit den Namen derjenigen Personen bezeichnet, deren Zukunft man erforschen will. Diese Schälchen heißen Näpfchenpfennige (Nappelpfäng). Kommt das Schälchen eines Jünglings dem eines Mädchens so nahe, daß beide zusammen zu hängen scheinen, so wird künftig aus den beiden Personen ein Paar. An den Näpfchenpfennigen kann man auch am Andreas-Abend sehen, ob ein liebendes Paar einst

wird ehelich verbunden werden, dann bedeutet eins der Näpfchen die Braut, eins den Bräutigam, eins den pastor copulans. Kommen die drei so zusammen, daß der Pastor vor dem Paar steht, so kann das liebende Paar sich auf die Hochzeit Hoffnung machen.

Am Andreas-Abend können junge Mädchen erforschen, was für Haar der künftige Mann haben wird. Zu dem Ende herrschte sonst, vielleicht auch noch, das sogenannte Haargreifen. Will ein Mädchen wissen, was für Haar der künftige Mann haben wird, so muß sie die Klinke der Stubenthür ergreifen, und drei Mal sagen: Feins Liebchen, liebst Du mich, so zeige Dich. Dann muß sie schnell die Thür ein wenig öffnen und rasch mit der einen Hand hinausgreifen in die Finsterniß. Zieht sie die Hand zurück, so wird sie in derselben einen Zopf von dem Haar ihres künftigen Mannes haben. Sie muß aber ganz allein zu Hause seyn, und des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr dies vornehmen, ohne daß Jemand etwas davon weiß.

18.

Der ſilberne Tannzapfen.

Mündlich.

Vor langen, langen Jahren, da wohnte in Grund ein Bergmann, der hatte in der Schenke in ſeiner Stube einen Tannzapfen ſtehn von lauterm Silber, ſo natürlich wie ein gewachſener. Nun fragt man ja wol, wie ein Bergmann an ſolchen Schatz kommt? Da hat ers denn Vielen erzählt. Nämlich ſein Urgroßvater iſt auch ein Bergmann geweſen. Der iſt ein Mal krank viele Wochen lang und es iſt theure Zeit und Gnadenlohn haben die Bergleute zu der Zeit noch nicht bekommen, wenn einer krank war, das iſt erſt ſpäter aufgekommen. Er hat aber ſieben lebendige Kinder gehabt, da iſts nun kärglich zugegangen mit dem Brode und mit Allem, und er und ſeine Frau haben faſt den Muth verloren. Einmal ſteht die Frau des Morgens vor der Hausthür und denkt, wo ſie wol heute Brod herbekommen ſoll für die Kinder? Da denkt ſie: ſollſt nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde ſammeln und verkaufen, 's giebt doch etwas. Und ſo macht ſie ſich auf den

Weg. Wie ſie auf dem Wege zum Holze iſt, und denkt über ihr Schickſal nach, da kommen ihr die Thränen in die Augen, und ſie ſetzt ſich am Wege nieder und weint, und hält die Hände vors Geſicht. Nach einer Weile denkt ſie, es kann doch nicht helfen, du mußt aufſtehen, ſonſt müßt ihr bitten gehn; und wie ſie eben in die Höhe ſieht, da ſteht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Barte und iſt ganz wunderlich angethan und hat ſie lange betrachtet. Das Männlein fragt, was ihr fehle? Sie ſagt, er könne ihr doch nicht helfen. Er iſt aber freundlich, und ſagt: man traue ja Manchem nicht zu was er könnte, und ſie möchte ihm nur getroſt ſagen, was ihr fehle. Da bekommt ſie Muth und ſagt ihm Alles heraus: daß ihr Mann nun ſchon ſo lange krank iſt, und daß ſie ſieben lebendige Kinder hat und keinen Biſſen Brods im Hauſe, daß ſie ſchon Alles verſetzt und verkauft hat, und die Leute ſie nicht länger im Hauſe leiden wollen; deshalb wolle ſie nun eine Tracht Tannäpfel ſuchen und Brod kaufen. Das Männlein mit dem grauen Barte tröſtet ſie: ſie ſolle nur nicht verzagen, es würde noch Alles recht gut gehen, und wenn ſie

gute Tannäpfel haben wollte, so solle sie nur nach dem Hübichenstein gehen und sich nicht fürchten, und bietet ihr einen guten Morgen, und geht ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht nach dem Hübichenstein. Da setzt sie nun ihre Kiepe auf den Boden und sucht Tannäpfel. Wie sie anfängt zu suchen, da fallen ihr die Tannäpfel von allen Seiten zu, rechts und links, von oben und aus allen Büschen heraus. Da denkt sie nun schon, es hätten sich Buben versteckt am Hübichenstein und die wollten sie foppen, und das kleine Männlein hätte Schuld daran. Sie hebt also ihre Kiepe wieder auf und flüchtet, denn sie will sich doch nicht die Augen auswerfen lassen. Das hätte sie nun freilich nicht nöthig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe, aber wer so betrübt ist, der hat auch nicht auf Alles Acht. Und so geht sie weg vom Hübichenstein und kommt an eine andere Stelle. Da füllt sie ihre Kiepe, hat nicht viel mehr nöthig gehabt hinein zu lesen. Darauf geht sie heim. Aber die Kiepe wird ihr immer schwerer und schwerer, und sie muß gar zu oft ruhen, ehe sie heim kommt; das kommt ihr wunderlich vor, aber sie denkt doch

noch an nichts. Wie ſie heim kommt und geht in den Holzſtall und will die Kiepe ausleeren, und dann wieder ins Holz, da fallen lauter ſilberne Tannäpfel heraus, daß ſie ganz ſtarr wird vor Verwunderung. Aber die Tannäpfel will ſie nicht behalten, denn ſie meint, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wer weiß, denkt ſie, ob der kleine Kerl nicht der Satan geweſen iſt. Alſo geht ſie zu ihrem Manne in die Stube und erzählt ihm, wie 's ihr gegangen iſt, und beſchreibt ihm das Männlein, und fragt ihn, ob das wol mit rechten Dingen zugehe, und ob ſie die Tannäpfel behalten dürfe. Da ſagt ihr der Mann, daß ſie Alles behalten dürfe und daß der kleine Kerl der Gübich geweſen ſey, der hätte auch ſchon andern armen Leuten geholfen. Am andern Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erſt nach dem Holze gehn, vielleicht, daß ſie den Gübich wieder trifft, ſo will ſie ſich bei ihm bedanken. Richtig, wie ſie wieder an die Stelle kommt, iſt wieder das Männlein da mit dem eisgrauen Barte, und fragt, ob ſie geſtern nicht ſchöne Tannäpfel gefunden hätte? Wie ſie ihm aber anfängt zu danken und wie ſie nun aus aller ihrer

Noth gerettet wäre, da lacht der Gübich und giebt ihr ein Büschel Kräuter, davon solle sie ihrem Manne einen Trank kochen, so würde er schon gesund werden; und darauf geht er wieder ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann gesund, und sie haben noch lange mit einander glücklich gelebt. Das Silber haben sie in die Münze gebracht und haben unmenschlichen Reichthum davon gehabt und haben vielen armen Leuten Gutes gethan. Aber einen von den Tannäpfeln haben sie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das ist der Tannapfel, den der Bergmann in der Schenke hat stehen gehabt.

19.

Hans-Kühnenburg.

Mündlich.

Am westlichen Abhange des Bruchberges hängt eine ruinenartige Klippe, die Hans-Kühnenburg. Da hat sich in der Vorzeit einmal ein Ritter vor seinen Feinden verborgen gehalten. Nach und nach

haben ſich Mehre zu ihm gefunden. Mit dieſen hat er erſt ſeine Feinde überfallen und gezüchtigt. Nachher aber iſt er ein Raubritter geworden. Da hat er die ganze Gegend geängſtigt und viel zuſammengeraubt, und weil er ſo verwegen geweſen iſt, hat man ihn Hans den Kühnen oder den kühnen Hans genannt. Sein Schloß iſt nun verwünſcht in eine Klippe.

Es kam einmal des Nachts ein Köhlerjunge in die Nähe der Hans-Kühnenburg. Da ſieht er unten am Fuße der Klippe eine Jungfrau, die trägt ein weißes Kleid und ein großes Bund Schlüſſel in der Hand. Sie winkt ihm ſtillſchweigend dreimal. Aber die Furcht hält ihn zurück. Wie ſie ihm zum dritten Mal gewinkt hat und er kommt nicht, da thut ſie einen tiefen Seufzer und eine Thür öffnet ſich, darin verſchwindet ſie. Wie das der Köhlerjunge des Morgens ſeinem Vater erzählt, ſchilt der ihn aus, und ſagt: Du hätteſt ihr ſollen nachgehen, das iſt eine verwünſchte Schloßjungfer geweſen. Dir war der Schatz zugedacht, der in der alten Burg liegt.

Die andre Nacht geht der Köhlerjunge wieder

nach der Hans-Kühnenburg. Aber wer nicht kommt, das iſt die Jungfrau.

20.

Der Schatz im Thurm zu Oſterode.

Mündlich, am Oberharze.

Der nämliche Zimmermeiſter, der den wilden Jäger geſehen hat, war früher Müller geweſen in der neuen Mühle, im Innerſtthale bei Clausthal. Er hat damals einen Geſellen gehabt, aus Oſterode gebürtig, dem hat das Geſicht nach der Schulter zu geſtanden, ſo daß er alle Leute über die Schulter angeſehen hat. Der Meiſter hat ihn einmal gefragt, ob ihm das Geſicht immer ſo geſtanden habe. Nein, ſagt der Burſche. Da fragt er ihn weiter, wie denn das gekommen ſey, daß ihm nun das Geſicht nach der Schulter zu ſtehe. Ach, ſagt der Burſche, was könnt' Euch das helfen, daß ich Euch das erzählte? Es graut mir jedesmal, wenn ich dran denke. Aber da der Meiſter immer fragt und ihm gar keine Ruhe läßt, fängt der Müllerburſche an zu beichten.

Bei Oſterode, nach Clausthal zu, ſteht ein alter Thurm, darunter ſind große weite Keller und es ſoll in dieſen Kellern ein überaus großer Schatz vergraben liegen. Nun haben ſich einmal eine große Menge junger Leute zuſammenrottirt, um nach dem Schatze zu graben. Der Müller, damals noch ein unbeſonnener kecker Burſche, iſt auch mit dabei geweſen. Nachdem ſie lange gegraben, kommen ſie endlich in einen großen Kellerraum, der weit hineingeht unter den Berg. Wie ſie am Ende des Kellers ſind, graben ſie wieder und kommen auch auf einen großen Kaſten. Der Müllerburſche iſt einer von denen geweſen, die den Kaſten herausheben. Wie ſie damit ſchon faſt in der Mitte der Höhle ſind, erſchallt plötzlich hinter ihnen eine furchtbare Stimme: Halt! ſo nicht! Einen von Euch muß ich zum Opfer haben! Da laſſen ſie den Kaſten fallen und ſtürzen nach dem Ausgange des Kellers zu. Da ſchreit der Teufel: Nehmt das Geld! gebt mir einen! den da mit dem rothen Camiſol! Das iſt grade der Müllerburſche geweſen und er iſt der Letzte. Indem hat er ihn ſchon beim Kopfe, aber grade wie er ihm denſelben umdrehen

will, beſinnt ſich der Burſche noch, daß er ſchreit: Nein Teufel, mich ſollſt Du nicht haben! und dazu ein Kreuz macht. Da wirft ihn der Teufel zum Loche hinaus. Seit der Zeit hat dem Müllerburſchen beſtändig das Geſicht nach der Schulter geſtanden. Aber in den Keller hat ſich ſeitdem Niemand hinein gewagt.

21.

Erſteigung des Hübichenſteins.

Mündlich.

Auf dem Förſterhofe in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förſter. Der hatte ſeine Frau früh verloren, und nur noch einen einzigen Sohn. Der ſoll ein recht geſchickter und auch recht guter Burſche geweſen ſeyn, nur ein bischen zu vorwitzig, wie nun die Jugend iſt. Einmal geht der Förſterſohn mit ſeinen guten Freunden ſpazieren ins Holz. Wie ſie nach dem Hübichenſtein kommen, kommt das Geſpräch auf den Hübichenſtein, wie hoch er iſt, und einer ſagt, den wollt er ſehen, der da hinaufſteigen könnte. Da ſagt der Förſter-

sohn, das wäre nichts, und er wagte's, die andern aber rathen ihm ab. Denn wenn einer hinaufgestiegen ist, hat er nicht wieder herab gekonnt und am andern Tage zerschmettert unten gelegen. Aber der Försterſohn glaubte nicht daran, lachte und sagte, nun wollt ers erst thun. Er ließ sich nicht halten, was die andern auch angeben mochten, und stieg hinauf. Mag ihm wol sauer genug geworden seyn. Denn was man jetzt den kleinen Hübichenstein nennt, der ist vor alten Zeiten viel höher gewesen, als der, den man jetzt den großen Hübichenstein nennt, und hat deshalb auch der große geheißen. Wie er oben steht, lacht er seine guten Freunde aus, und spottet, und sagt, sie wären so klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile gestanden. Da fängt der Wind an zu gehen, und er denkt: sollst nur wieder hinunter steigen; hat nicht wieder hinunter gekonnt, hat nicht einmal die Füße regen können; und unten die Leute konnten ihm nicht helfen, und zuletzt bat er seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunter schießen, daß er nicht lebendig hinunterstürzen müßte; aber das mochte doch auch

keiner thun. Nun hört auch ſein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinausrennen und ſehen wollen, obs wahr iſt, und andere kommen wieder und ſagen: es iſt wahr. Da geht der alte Förſter auch hinaus und ſieht mit ſeinen eigenen Augen ſeinen Sohn auf dem großen Hübichenſtein ſtehen, und kann ihm auch nicht helfen, und weint und rauft ſich die Haare, und iſt faſt von Sinnen vor Betrübniß; aber das half alles nicht. Am Ende, wie's Abend wird, wird der Himmel voll Wolken und der Wind hebt an zu ſauſen, und es regnet, daß kein Menſch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förſter mit Gewalt weggeführt nach Hauſe. Wieder zu Hauſe, denkt der: was kanns helfen? du biſt doch einmal ein geſchlagener Mann, und du erweiſeſt deinem Kinde nur eine Wohlthat, und der liebe Gott wird dirs vergeben. Da nimmt er ſein beſtes Gewehr und macht ſich auf den Weg nach dem Hübichenſtein. Wie er aus Grund hinaus iſt, hört auf einmal der Regen auf; nur über Grund regnets in Strömen. Sonſt iſt alles hell und der Mond ſcheint recht klar. Auf dem Wege zum Hübichenſtein hebt er an zu weinen

und zu beten und iſt ganz hin vor Herzensangſt und Betrübniß. Da iſt auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannzweig. Das Männlein ſagt: Glückauf! und fragt, ob er denn noch ſo ſpät ins Holz müßte? Der Förſter erſchreckt ſich, hat aber nicht Luſt zu ſagen, wohin er will und was er vor hat. Da fragt ihn das kleine Männlein, warum er denn immer ſo ſeufze, und was ihm denn fehle, daß ihm die Thränen immer über die Wangen lieſen? er ſollte doch nur ſein Herz aufſchließen, es könnte ja noch Alles gut gehen. Darüber wird der Förſter zutraulich, und ſagt, wenn ers noch nicht wüßte, Er wäre der Mann, deſſen Sohn jetzt auf dem Hübichenſtein ſtehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgeſtiegen ſey. Und ſein Sohn hätte alle Menſchen um Gottes Willen gebeten, ſie möchten ihn doch herunterſchießen. Aber keiner wäre ſo barmherzig geweſen. So wollte ers thun. Denn das, meint er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten ſollte, daß ſein leiblich Kind lebendig herunterſtürzen und elendiglich ſeinen Geiſt aufgeben ſollte? So käm

er doch ſchneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und ſagt, er hätte das doch nicht um ſeinen Sohn verdient, er hätte ihn mit ſaurer Mühe aufgezogen und zu Kirchen und Schulen gehalten, und er wäre doch auch ſonſt ſo gottesfürchtig geweſen, und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal das Würmchen zertreten mögen. So wollte er doch lieber, daß er mit ſeiner Frau geſtorben wäre, als daß er das Unglück erleben müſſe, nun ſo verlaſſen zu ſeyn im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrückte. Das iſt dem Männlein zu Herzen gegangen, aber wie der alte Förſter noch ſpricht, iſt auf einmal das Männlein verſchwunden. Da ſieht nun der Vater die Spitze des Hübichenſteins, ſteht unten und legt an auf ſeinen Sohn. Der ruft und bittet ihn, er möchte nur zu ſchießen; er fürchte ſich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Der Förſter denkt er will losdrücken, da kommen mit einmal tauſend kleine Männlein aus allen Hecken und Büſchen hervorgeſprungen. Die machen ſich an ihn, und werfen mit Tannzapfen auf ihn und ſchneiden ihm Geſichter zu,

und ſchlagen ihn mit Heckbüſcheln und Dornſträuchern um die Beine. Und wie er ſich wehren will, wirds immer ärger, und fangen kann er keinen; ſie ſind zu flink. Und mitten dazwiſchen ſteht das kleine Mäynlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich ſieht der Förſter, daß er nichts ausrichten kann, und muß umkehren nach Hauſe.

Wie er fort iſt, da wirds auf einmal laut am Hübichenſtein herauf, und es kommen allenthalben am Geſtein viel kleine Männlein herauf, alle auf eiſernen Fahrten, die gehen von unten an bis oben hin, und jeder hat ein meſſingenes Grubenlicht in der Hand, einige ſind jung, andere alt, und rauh von Haar wie ein Bär. Der Erſte der herauſkommt, iſt ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis auf die Bruſt, in der Hand hat er ein ſilbernes Grubenlicht, das ſcheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone; und der hat den Andern befohlen und iſt der König. Das iſt der Gübich geweſen.

Der ſpricht oben zum Förſterſohn: Wer hat Dich geheißen auf meinen Stein ſteigen? Eigent-

lich müßte ich Dich hinunterstürzen lassen, und einem Andern sollts nicht so hingehen. Aber Dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist.

Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er soll nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Försterſohn brechen fast die Knie. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen, das trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Försterſohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins. Wie sie unten angekommen sind und der Zwerg hat den Försterſohn abgesetzt, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zimmer, darin blitzen die Wände von Stuferz, die Decke ist von einem Stück Schwerspat, weiß wie der Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Krystallen und Edelgestein, größer als im Goslarschen Zehnten; und der Fußboden ist mit grünen Tannzweigen überstreut und die Pannele glänzen nur so von Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt

ſich nun der Zwergkönig, ſagt zu dem Förſterſohn, er ſoll ſich ſetzen und ſchlägt mit dem ſilbernen Schlägel gegen den Tiſch von Glaskopf. Der giebt einen Ton von ſich, ſo köſtlich wie mans in der Welt nicht hört. Da kommen tauſend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Gübich ſagt zu dem Förſterſohn, er ſoll davon nehmen. Alſo ſprechen ſie zuſammen, und die andern Frauenbilder und Männlein machen Muſik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende iſt, ſchlägt der Gübich wieder mit dem ſilbernen Fäuſtel an den Tiſch von Glaskopf, und wie der köſtliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauenbilder Krüge herein von lauterm Silber; und der Gübich ſagt zu dem Förſterſohn, er ſoll Beſcheid thun. Der ſagt: Glückauf und thut ſeinen Zug. Aber ſo Herrliches hat er im Leben nicht getrunken.

Wie nun der Förſterſohn ſich ſo erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da ſteht eine große Braupfanne voll lauter Wildenmännergulden, blitzblank, als wenn ſie eben erſt aus der Münze gekommen wären.

Der Gübich ſagt, das wäre ſein Reichthum, den müßten ihm ſeine Unterthanen ſchaffen, und er hätte ja ſchon manchem Armen davon Gutes gethan und wäre nicht den Menſchen feind. Aber in Frieden müſſe man ihn laſſen; und dergleichen hat er ihm noch viel geſagt. Willſt Du mir nun einen Gefallen thun, ſagt er, ſo ſolls Dich nicht gereuen. Nämlich ſo lange wie der große Gübichenſtein (ſonſt hat man ihn den Gübichenſtein geheißen) der große bleibt, habe ich mein Recht dran und darf auch auf der Erde walten *) gehn, wenn aber der große Gübichenſtein zum kleinen wird, ſo koſtets mich die Krone, und dann darf ich bloß unter der Erde herrſchen. Da ſchießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Gübichenſtein, und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, ſo bröckelt etwas ab. Wenn er, der Förſterſohn, alſo dafür ſorgen wolle, daß Keiner ſeinen Stein beſchädigte, ſo ſolle er zum reichen Manne werden, und könne ſich aus der Braupfanne nehmen ſo viel er wolle. Der Förſterſohn verſprichts und giebt ihm die Hand drauf. Dann nimmt er ſich aus der Braupfanne

*) Der harziſche Ausdruck für umgehen.

so viel er will, füllt alle Taschen und häuft auch seine Mütze voll. Wie das geschehen ist, führt ihn der Gübich in ein anderes Zimmer. Da ist ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich sagt, er will seinen Gast morgen zeitig wecken und er wünscht ihm gute Nacht. Der Förstersohn hat noch nicht lange geschlafen, da weckts ihn auf, und wie er die Augen aufschlägt, graut der Morgen, und wie er sich besinnt ('s ist so kalt gewesen), liegt er unten am Hübichenstein, und seine Mütze mit den Wildenmännergulden liegt noch bei ihm und die Taschen sind gepfropft voll. Das hat er Alles der Obrigkeit erzählt, und hat den Armen von seinem Reichthum mitgetheilt und eine Kirche bauen lassen in Grund, wo vorher keine gewesen. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ausgehen lassen, daß Keiner auf den Hübichenstein steigen dürfe, und Keiner da nach Krimmern schießen dürfe und nach Falken und Raben. Und so lange wie der große Hübichenstein ist unversehrt gewesen, hat der Gübich da sein Wesen gehabt und viel Gutes gethan, und manchen Bösen bestraft, und es hat ihn auch Mancher gesehen.

Aber im dreißigjährigen Kriege, da haben die Kaiſerlichen die Spitze des großen Hübichenſteins aus Muthwillen mit Kartaunen heruntergeſchoſſen, und von der Zeit an hat kein Menſch den Gübich mehr geſehen.

22.

Das ewige Licht und die Spindel.

Mündlich.

Es war einmal vor alten Zeiten ein Bergmann in Clausthal, der hatte ſieben lebendige Kinder und war durch mancherlei Unglück ſo in Armuth gerathen, daß er ſchon alle Hoffnung aufgegeben hat, je wieder empor zu kommen. Darum war er ſo ſparſam, daß er nicht einmal eine Laterne' mitnahm, wenn er anfahren mußte, und bei der Arbeit hat er immer ſo klein ausgeſtört, wie nur immer möglich; was er von Geleuchte hat entbehren können, das hat ſeine Frau verkauft. — So fährt er auch einmal an des Nachts, und wie er im Holze iſt, verirrt er ſich, denn es iſt ein furchtbar Wetter und ſo finſter, daß man ſeine Hand

Hand nicht vor Augen ſehen kann. Endlich kommt er aus dem Walde und ſteht vor einem Graben, kann aber den Steg nicht finden. Da ſieht er in der Ferne ein Grubenlicht. Er denkt, es iſt auch ein Bergmann, und ruft: Kamerad! zeig mir doch einmal den Steg! Das Licht kommt immer näher, kommt bis zum Graben, und es iſt ein Geſchworner. Der leuchtet dem Bergmann über den Graben. Wie er drüben iſt, da iſts der Bergmönch, der ihm über den Graben geleuchtet hat. Der fragt ihn, warum er ohne Geleuchte gehe bei ſo finſterer Nacht, und der Bergmann erzählts ihm, warum er das thun muß, daß er arm iſt, ohne ſeine Schuld heruntergekommen, und daß er ſparſam ſeyn muß, um nur etwas zu erübrigen. — Alſo ſchenkt ihm der Bergmönch ein Stück Unſchlitt von ſeinem eignen Lichte, aber befiehlt ihm dabei, er ſoll keinem Menſchen ſagen, woher er das Unſchlitt hat.

Dies Licht nun hat ewig gebrannt und der Bergmann hat künftig kein Unſchlitt oder Öl mehr nöthig gehabt. Noch in der nämlichen Nacht tritt der Bergmönch zu der Frau des Bergmanns in die Stube. Die Frau hat noch beim Spinnrade geſeſſen und ſich

entſetzlich erſchreckt. Aber der Bergmönch ſagt: ſie ſoll nur ruhig ſeyn und ſich nicht fürchten, und ſchenkt ihr eine Spindel, aber ſie ſoll nicht ſagen, woher ſie die Spindel hat.

Da haben nun die beiden Eheleute lange Zeit in Frieden mit einander gelebt und ſie ſind ſehr wohlhabend geworden und dem Mann iſt Alles geglückt; die Zwerge haben ſeine Arbeit gethan, und wenn die Frau geſponnen hat, hat ſie das ſchönſte Garn in der Welt bekommen und der Flachs hat nicht abgenommen.

Nun iſt aber in Goslar eine reiche Kaufmannstochter, die iſt neidiſch auf die Bergmannsfrau und es iſt auch zu der Zeit ein junger Rathsherr in Goslar, der hat ſich in die reiche Kaufmannstochter verliebt. Sie ſagt: ſie wollte ihm ihre Liebe ſchenken, wenn er von der Bergmannsfrau erforſchte, wie ſie das ſchöne Garn machte; der Rathsherr denkt, dazu ließe ſich wol gelangen und geht eines Abends, wie er meint, der Mann iſt nicht zu Hauſe, nach Clausthal und ſagt zu der Bergmannsfrau: ſie ſoll nur frei bekennen, wie ſie zu dem Garn käme, man wüßte ſchon, daß ſie eine Hexe wäre, und ſie ſollte

verbrannt werden. Da sagt sie aus Furcht, der Bergmönch hätte ihr die Spindel geschenkt, und giebt die Spindel her. Wie der Goslarsche die Spindel hat, da wird auf einmal ein Gesause und Gebrause in der Stube und die Stube wird voll Dampf und der Wind bläst so stark, daß davon Alles über und über stürzt, und der Goslarsche flüchtet hinaus und die Frau auch. Wie der Goslarsche weg ist, wird Alles so ruhig wie vorher, und die Frau geht wieder in die Stube. Aber die Spindel ist weg und bleibt weg; und seit der Zeit hat sie nur ganz gewöhnliches gutes Garn gesponnen, und hat sie wollen spinnen, hat sie auch Flachs kaufen müssen, wie jede andere Frau. Aber wie nun der Goslarsche an die hohe Kehle kommt, fällts auf einmal über ihn her und schlägt ganz unbarmherzig auf ihn los, daß er in Ohnmacht im Fahrwege liegen bleibt. Und am Morgen, wie er wieder zu sich selbst kommt, ist die Spindel weg; und wie er wieder nach Hause gekommen ist, legt er sich, und stirbt nach neun Tagen.

Nun ist aber der Mann schon Untersteiger geworden, denn man hat ihn gebrauchen können. Aber die Leute habens wol gemerkt, daß das Licht ewig

brennt. So befährt er einmal mit einem andern Steiger, der ſein guter Freund iſt, die Grube. Da ſetzt ihm der gute Freund ſo lange zu, und ſagts ihm endlich grade heraus, die Leute ſagten, er hätte einen Bund mit dem Böſen gemacht, da bekennt er. Wie er bekannt hat, gehts hinter ihnen her, als wenn Einer ſo recht feſt auftritt, oder als wenn Einer einen recht ſchweren Gang hat, und wie der Blitz ſteht der Bergmönch vor ihnen, mit ſeinem ſilbernen Grubenlicht, ſo groß wie ein Scheffel, und die Flamme geht bis an die Firſte und ſeine Augen ſind wie Wagenräder und lauter Feuer. Und auf einmal giebt er dem andern Steiger, der ſeinen guten Freund zum Bekennen gebracht hat, eine Ohrfeige und geht ins Feſte. Und der Andere, der eben gebeichtet hat, dem thuts einen Ruck im Arme, und auf einmal liegt ein großes Stück Schwerſpat auf ſeinem Lichte. Jener aber hat von der Zeit immer den Kopf ſchief ſtehen gehabt.

Andere erzählen ſo:

Wie die Frau auf einmal ſo unvergleichliches Garn geſponnen hat, wie's in der Welt gar nicht weiter giebt, und es wird bekannt, daß ſie keinen

Flachs kauft, und daß ihr Flachs beim Spinnen nicht abnimmt, wundern ſich die Leute, und fragen ſie, wie das zugeht. Aber ſie ſagt nichts, und bald ſagt Alles, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Darüber bekommt ſie einmal Streit mit einer Nachbarin. Die Nachbarin ſchimpft und ſagt, man wüßte wol, woher ſie ihr Geld hätte, und warum der Flachs nicht abnehme, es wäre kein Wunder, wenn Einer reich würde, ders mit dem Böſen hielte, und dem's der Teufel ins Haus brächte. Da übernimmt ſie der Ärger, daß ſie nicht weiß, was ſie ſpricht und ſagt: Oho! zwiſchen dem Teufel und dem Bergmönch iſt doch auch noch ein Unterſchied! da giebts ihr eine Ohrfeige, daß ſie nachher auf der Wange ein Zeichen getragen hat, als wenn einer ſeine fünf Finger hineingedrückt hätte. Die Spindel aber iſt weg geweſen. Und ihren Mann haben einmal ſeine Kameraden betrunken gemacht und in der Trunkenheit hat ers ausgeplappert. Da giebts ihm eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf von Stund an ſchief geſtanden hat, und wie er nach Hauſe kommt, liegt in ſeinem Grubenlicht ein großes Stück Schwerſpat und kein Menſch hats herausbringen können.

Noch Andere erzählen so:

Wie der Mann merkt, daß seine Frau immer so schönes Garn spinnt, und der Flachs nimmt nicht ab, und wie sie merkt, daß ihr Mann immer ein so schönes Stück Unschlitt auf seinem Lichte hat und doch keins darauf legt, und wie sie erfährt, daß sein Licht ewig brennt, wissen sie Beide nicht, was Eins vom Andern halten soll. Sie denkt es ist nicht richtig mit ihm, und er denkt es ist mit ihrem Kram nicht richtig. Da setzt er nun ihr zu, sie soll sagen, was das mit ihrem Spinnwerke zu bedeuten hat, und sie bittet ihn immer, er soll ihr sagen, wie's mit seinem Grubenlichte zugeht. Aber er will ihr nichts sagen und sie will ihm nichts sagen. Da denkt sie endlich, er hat sie nicht lieb, und er denkt sie hat ihn nicht lieb; sie denkt er ist ihr nicht treu, und er denkt sie hält sich mit einem Andern. Nachher werden sie einander immer böser und streiten sich fast alle Tage. Er wird mit der Zeit Steiger und sie werden steinreiche Leute; aber sie haben doch keine Ruh und Frieden gehabt. Endlich glaubt sie er hat sich dem Bösen ergeben, und er glaubt sie hat sich dem Bösen ergeben, und ists vorher schlimm

geweſen, ſo können ſie nun gar nicht mehr mit einander leben. Einmal, wie er eben hat anfahren wollen, ſtreiten ſie ſich wieder und ſein Grubenlicht hat er grade in der Hand. Da ſagt er ſie ſoll ihm aus den Augen gehen; er will mit keiner Hexe zu thun haben. Spricht ſie: ich kann gehen, ich bin keine Hexe; aber Du haſt mit dem Teufel einen Bund gemacht; mit dem verfluchten Lichte! Sagt er: mein Licht iſt nicht verflucht, und das könnt' ihm der Bergmönch bezeugen. Sagt ſie: und ich bin keine Hexe, das kann mir auch der Bergmönch bezeugen, und ich habs von ihm. Und ich habs eben ſo gut von ihm, ſchreit er; und meinetwegen mag er den ganzen Bettel wieder holen, wenn ich ſolchen Unfrieden davon haben ſoll! So wie er das geſagt hat, ſteht der Bergmönch in der Stube mit ſeinem ſilbernen Grubenlicht ſo groß wie ein Scheffel; und ſie denken ſchon: jetzt habt ihr euer letztes bischen Brod gegeſſen. Und der Bergmönch ſagt: wenn Ihrs ſo haben wollt, meinetwegen. Da thuts ihm einen Ruck im Arme, und in ſeinem Lichte liegt ein groſſes Stück Schwerſpat, und von ihrem Spinnrade iſt die Spindel weg. Und der Bergmönch hat geſagt,

ſo wär es beſſer, und ſie ſollten ſich ja künftig mit einander vertragen, ſonſt würd' es ihnen ſchlimmer ergehen; und damit iſt er verſchwunden. Drauf haben ſie ſich vertragen und zufrieden mit einander gelebt und in recht gutem Wohlſtand.

23.

Die Oſter-Jungfrau und die Wunderblume.

Nach ſchriftl. Mittth. Mind. Sonntagsbl. 1831. 41. St. Hoffmanns Burgen des Harzes, Quedl. 1836. 33. 142. 209. Rohr, Merkw. d. Ober- u Unterharzes. Erf. 1763. 1. 302. Unentbehrl. Führer für Harzreiſ. Quedl. (ohne Jahr) 3. 51. Hoffmanns Hercynia, 3. Aufl. Berl. 1833. p. 137.

Zu Oſterrode, das ſeinen Namen von der heidniſchen Göttin Oſtar haben ſoll, die vor alten Zeiten daſelbſt verehrt worden, liegen auf einem Hügel vor dem Harzthore die Trümmer einer Burg. Die Burg iſt ehemals ein ſtattliches Schloß geweſen und die Herren von Oſterrode haben da ihren Sitz gehabt. Der letzte Herr von Oſterrode ſtarb und hinterließ eine Tochter von wundervoller Schönheit. Ein Gerhard von der Harzburg kam und warb um die junge Waiſe, mußte aber abziehen ohne Hoffnung. Dar-

über ergrimmte er und beſchloß, die Oſterroder Burg ſammt ihren Bewohnern zu vernichten. Ein Zauberer im Morgenlande hatte ihn in den Höllenkünſten unterwieſen; ſo zog er mit den Seinen auf Oſterrode zu, nahm und zerſtörte die Burg, drang bis zu der ſchönen Jungfrau und ſagte: «Du haſt meine Liebe nicht gewollt, zur Strafe dafür ſollſt Du verwünſcht ſeyn: als ein greulicher Hund ſollſt Du hinführo tief unten in dieſer Burg hauſen, und nur einmal im Jahre, am erſten Tage in Oſtern, als Jungfrau in Deiner natürlichen Art unter die Menſchen gehen. Dieſer Bann ſoll währen, bis der erſtgeborne reine Sohn einer ganz keuſchen Mutter Dir begegnet, Dir folgt in Deine finſtere Stätte und Dich, wann Du wieder in Deine Hundsgeſtalt verwandelt, ohne Zagen an die glühende Kette des Gewölbes legt.» Die Leute wiſſen nun zwar zu ſagen, daß der grimme Zauberer für ſeine böſe That ſelbſt nicht Ruhe finden kann und ſein Geiſt in dem Gemäuer der alten Burg an jedem Freitage muß wandeln gehen, aber auch die arme Verzauberte kann nur einmal alljährlich am Oſterſonntage aus ihrem Kerker hervorgehen. Dann erſcheint ſie überaus ſchön, in

ſchneeweißen Gewande, wandelt langſam vor Sonnenaufgang auf den Bach zu, wäſcht ſich daraus und wartet, daß ſie einer erlöſe. Viele Menſchen haben ſie ſchon geſehen und mancher hat Geſchenke von ihr bekommen, aber es hat noch keiner mit ihr durch die eiſerne Thür kommen können, die ihr Gewölbe verſchließt.

Ein armer Leinweber aus Oſterrode — reiche giebts da nun freilich nicht — trug am Sonnabend vor Oſtern ein Stück Leinen nach Glausthal, mit dem Lohn dafür wollte er das Oſterfeſt feiern und wäre gern den Abend noch wieder zurückgegangen. Aber es war ſpät geworden und ſo im Dunkeln den Weg zu gehen, das ſchien ihm doch nicht gerathen. Er blieb alſo die Nacht in Glausthal. Wie aber der Morgen graute, machte er ſich wieder auf den Weg und wie die Sonne eben am Aufgehen war, war er oberhalb der Freiheit — ſo heißt die Vorſtadt, welche der Seeſefluß von der Stadt Oſterrode trennt, — angelangt. Da ſah er, wie eine ſchneeweiße Jungfrau, mit einem großen Bund Schlüſſel im Gürtel, auf den Fluß zuging und wuſch ſich daraus. Betroffen ſtand er ſtill, und bald gewahrte ihn die Jungfrau

und kam auf ihn zu. Und wie er ganz ehrerbietig den Hut abzog und sie freundlich dankte, da fragte der Leinweber: warum sie denn schon so früh aufgestanden sey und sich aus diesem Wasser wasche? «Das pfleg ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu thun, antwortete die Jungfrau, und davon bleib ich immer schön und jung.» Der Leinweber fragte weiter: wo sie denn wohne und ob ihr Haus weit von hier sey. «Nicht weit, wenn Du Lust hast, will ich Dich hinführen.» Der Leinweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug und die war so schön, wie er sein Lebtag nicht gesehen. Er wußte aber wol, daß um Ostern noch keine Lilien blühen, also sagte er: Ihr müßt wol einen recht warmen und schönen Garten haben, daß Ihr jetzt schon Lilien führt? — «Geh mit mir, antwortete die Jungfrau, so will ich Dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen.»

Sie kamen an den alten Trümmerhaufen, der dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vorkam als vorhin, und standen vor einer eisernen Thür, die hatte der Weber noch gar nicht bemerkt. Vor derselben, auf einem grünen Platze, blüheten drei

weiße Lilien; die Jungfrau brach eine und gab ſie dem erſtaunten Manne und ſagte: Die nimm mit nach Deinem Hauſe und verwahre ſie wohl. Der Leinweber dankte ihr ganz treuherzig und ſteckte die Lilie vor ſeinen Hut. Wie er wieder aufſah, war die ſchöne Jungfrau verſchwunden und die Thür war auch nicht mehr zu ſehen, und die alte Burg ſtand wieder ſo traurig und zerfallen da wie immer. Draus weiß ſich der arme Schelm nun gar nicht zu finden und denkt, es iſt das Beſte, er geht zu Haus. Wie er zu Haus kommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm ſein Leinen eingebracht, auf den Tiſch, den Hut mit der Lilie darneben. Da fragt die Frau des Leinwebers, woher er denn die prächtige Lilie bekommen, die ſchimmre ja wie eitel Gold und Silber. Da erzählts der Mann und ſagt, es ſey ihm von der Blume unterwegs der Hut ganz ſchwer zu tragen geworden. «Ach, ruft die Frau, das iſt die Oſterjungfrau geweſen, und das iſt auch keine gemeine Lilie, das iſt lauter Gold und Silber. Du warſt zur guten Stunde des Wegs gekommen. Iſt die Jungfer nicht in die eiſerne Thür gegangen?» Ja, das iſt ſie, ich wollte auch mit ihr hinein, aber

ich konnte die Thür nicht wieder finden. «Ja, so gehts Allen.»

Wie die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied, der staunte nicht wenig und sagt' es denn aus, daß Alles vom feinsten Golde und Silber sey und daß die Stadt Osterrode nicht Geld genug habe, diese Blume zu bezahlen. Er rathe ihm deshalb, daß er das Kleinod nur mal eine Zeitlang aufbewahre, es werde sich schon der rechte Käufer dazu finden. Das war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, welche die ganze Stadt nicht bezahlen könne, und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rath ließ den Weber vor sich aufs Rathhaus fordern, daß er aussage, wie er zu der Lilie gekommen, und das that auch der Weber, treu und ehrlich, und zeigte den Rathsherren die herrliche Blume. Da beschlossen die Rathsherren, sie dem Herzoge zum Kaufe anzutragen; dem Weber gaben sie ein wohl verfaßtes Schreiben an den Herzog mit, und wie er damit im Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzoge einig, daß der ihm und seinen Kindern, so lange sie alle-

ſammt leben würden, ein angemeſſen Jahrgeld auszahlte.

Die Lilie wurde nachher nur an außerordentlichen Feſttagen geſehen, wo ſie die Herzogin trug, der Herzog aber nahm ſie zur Erinnerung in das hochfürſtliche Wappen auf, und darin ſieht man die drei Lilien bis dieſen Tag.

* * *

Die Sage von der Wunderblume iſt am ganzen Harze heimiſch.

Am Fuße der Güntersburg weidete ein junger Hirt ſeine Heerde auf der Wieſe. Da kam eine Jungfrau freundlich auf ihn zu, hatte Blumen von der Wieſe geſammelt, und ließ eine Blume vor ihm niederfallen. Schnell bückte ſich der Hirt, nahm und ſteckte ſie vor ſeinen Hut. Drauf winkte ihm die Jungfrau, ihr zu folgen. Sie kamen in einen unterirdiſchen Gang der Burg, die Pforte öffnete ſich und da ſah der Hirt Wunder über Wunder: Blumen, wie er nie geſehen, verzierten die Wände, und in ganz eigenthümlichen blanken Gefäßen lag ſchimmerndes Metall und leuchtendes Geſtein. Nimm was Du begehrſt, ſprach die Jungfrau, aber wähle

weiſe. Der Hirt aber griff gleich begierig nach dem Golde und Edelgeſtein, füllte alle ſeine Taſchen voll, riß auch den Hut vom Haupte und that hinein, was er faſſen wollte. Dabei entfiel ihm die Blume. Wie er den Ausgang ſuchte, hörte er, daß die Jungfrau ſagte: Vergiß das Beſte nicht. Aber unaufhaltſam ſtürmte er den Berg hinab, gönnte ſich erſt Ruhe auf der Wieſe. Wie er die Schätze aus der Taſche und dem Hute ſchüttelte, da waren es werthloſe Steine.

Einem Schäfer am Kyffhäuſer erging es eben ſo; aber der Burggeiſt war gütiger gegen ihn, als die Jungfrau gegen ſeinen Genoſſen: er ließ ihm das Gold. Der Schäfer hätte aber reicher wie ein König werden können, wenn er ſeine Blume nicht verloren hätte. —

Unweit der Burg Falkenſtein liegt im Walde, der Tidian genannt, eine unterirdiſche Höhle. Keiner hatte ſie bisher geſehen, ein Schäfer aber, der am Abhange der Burg weidete, fand ſie, als er eben im Thale eine wunderſame, nie geſehene Blume gepflückt und an ſeinen Hut geſteckt hatte. Eine Thür aus Eiſen verwahrte den Eingang. Wie ſich

die Thür vor ihm eröffnet, ſah er ſchimmernden Sand und wundervolle glänzende Körner, nahm davon und verkauft' es einem Goldſchmied für ſchweres Geld. Davon hörte der Burgherr und zwang den Schäfer, ihm ſein Geheimniß zu entdecken, hernach aber ließ er ihm grauſam die Augen ausbohren, daß er keinen Andern mehr zu den Schätzen führen könnte. Da ſtürzte die Tidianshöhle zuſammen und iſt verſchüttet bis auf den heutigen Tag. —

Andere erzählen: Der Schäfer habe durch die Kraft ſeiner Blume in einem Gange dieſer Höhle eine Bildſäule von gediegenem Golde gefunden und ſo viel davon abgeſchlagen, als er mit ſich fortbringen können. Das hätte er ſo lange wiederholt, als er die Blume gehabt; wie er aber endlich von ſeiner Obrigkeit angehalten worden, dieſen Goldfund zu entdecken und Jemanden, der ihm mitgegeben, den Ort zu zeigen, da ſey er nicht mehr im Stande geweſen, die eiſerne Thür zu dem Goldmann wieder zu finden, weil dieſes Glück ihm allein beſcheert geweſen. — Wieder Andere berichten: mehre Leute ſeyen in die Höhle gedrungen und hätten durch eine Schnur, die einer von ihrer Geſellſchaft am Eingange

habe halten müſſen, ihren Weg bezeichnet. So wären ſie an einen ſtrömenden Bach gekommen und jenſeits am Ufer habe ein Ungeheuer zur Bewachung der Goldſchätze gelegen. Nachdem ſie kühn durch das Waſſer geſchritten und dem Ungethüm Speiſe in den offnen Rachen geworfen, hätten ſie nun von dem Golde, ſo viel ſie gekonnt, zu ſich genommen; wie ſie aber den Rückweg angetreten, habe das Ungeheuer den Letzten von ihnen gepackt und ſey unter Krachen mit ihm in die Tiefe gefahren, aus der ein erſtickender Dampf gequollen. In wilder Angſt ſeyen die Andern aus der Höhle geſtürmt, hätten aber ihr blinkendes Gold gerettet.*)

*) Otmar (Volksſagen, Bremen 1800, S. 145) erzählt die Sage vom Kyffhäuſer von einem Zwerge; dieſer hatte dem Schäfer die Wunderblume beſtimmt und ſie war mehr werth, denn die ganze Rothenburg. Nun iſt die Blume verſchwunden und wird von den Bergleuten bis auf den heutigen Tag geſucht, in den Gewölben des Kyffhäuſers nicht allein, ſondern auch auf der Queſtenburg und ſelbſt auf der Nordſeite des Harzes, weil verborgene Schätze rucken.

24.

Goslar und der Rammelsberg.

Henemanns Alterth. d. Harzes. Behrens cur. Harzw. 1213.

Kaiser Otto hatte im Jahre 792 auf dem Schlosse Harzburg sein Hoflager genommen.

Kaiser Otto hatte einen Jäger, der hieß Ramm, der ritt im Winter auf die Jagd aus. Wie er an den Berg kam, der jetzt der Rammelsberg heißt, stieg er von seinem Pferde und band es an einen Baum, um seinen Weg über den steilen Berg zu Fuße besser fortzusetzen. Das Pferd stampfte ungeduldig und scharrte mit den Füßen die Rasen des Berges weg. Wie nun der Jäger Ramm zurück kam, gewahrte er verwundert, wo sein Gaul die Erde aufgescharrt hatte, reiche blinkende Erzstufen.

Da berichtete er dem Kaiser seine Entdeckung, und Otto ließ geschickte Bergleute aus dem Frankenlande nach Goslar berufen, die mußten am Rammelsberge Schächte bauen und den Bergbau hier einrichten. Nach und nach sammelten sich immer mehr Bergleute aus dem Frankenlande um Goslar und die Stadt vergrößerte sich seitdem sehr. Dem Jäger Ramm zu Ehren ließ Kaiser Otto den Berg,

wo er seine Entdeckung gemacht, den Rammelsberg nennen.*)

Nach seinem Tode wurde Ramm in der Augustiner-Kapelle zu Goslar begraben, welche die Franken dem heiligen Augustin zu Ehren dort angelegt hatten (daher auch noch jetzt der Name: der Frankenberg). Seine Frau, die neben ihm begraben liegt, hieß Gosa und zu ihrem Gedächtniß führt das durch Goslar fließende Wasser, wie auch das daraus bereitete Getränk bis auf den heutigen Tag den Namen Gose.

Als man vor Zeiten den Goslarischen Bürgermeister Carstenbalder in der St. Augustin-Kirche begraben wollte, fand man sechs Schuh tief in der Erde einen großen Leichenstein, worauf des Jägers und seiner Frau Bildnisse in Lebensgröße eingehauen waren. Ramm trägt ein Schwert in der Rechten und Gosa eine Art Krone auf dem Haupte. Das

*) Lange, Thüring. Chron. Fol. 33 b.: „Da richtete er (Otto) ein Bergwerk an, wie er befand, daß es gut Erz war, und hieß den Berg von dem Jäger Rammelsberg. Darinnen ist mehr Holz denn in Braunschweig und Goslar verbauet. Davon gesungen wird:

Die Rammelsbergk hefft einen gulden Juet
Darumb tragen wy eyn holzen Muet ꝛc.

Deßhalb bauete Kaiser Otto einen Dom und Kirchen um die Stadt Goslar, und deckete die Thürme mit Blei ꝛc."

Grabmal wurde zum Gedächtniß auf dem Frankenbergiſchen Kirchhofe aufgerichtet.

25.

Der Teufel zu Goslar.

(Magnum chronicon belgicum p. 108, aus Helinand.) Leibnig tom. III. p. 331. 427. 328. Abel p. 249.

Kaiſer Heinrich der Vierte (dritte) feierte einſt das Pfingſtfeſt zu Goslar (Mainz). Kurz vor der Meſſe, als die Seſſel in der Kirche aufgeſtellt wurden, erhob ſich zwiſchen den Kämmerern des mainzer Erzbiſchofs und des Abts von Fulda ein Streit darüber, wer von ihren Herren neben dem Kaiſer ſitzen müſſe. Von Worten kam es zu Schlägen und das Blut floß über den Eſtrich der Kirche, daß man darin bis an die Enkel watete. Die Biſchöfe eilten herbei, ſtifteten Frieden, ſäuberten die Kirche und begannen die Meſſe mit feierlichem Geſange. Als der letzte Vers des saucte spiritus geſungen wurde:

hunc diem gloriosum fecisti
Dieſen Ehrentag haſt Du gemacht

rief der Teufel von oben aus der Kirche:

hunc diem bellicosum ego feci
Dieſen Wehrtag hab' ich gemacht.

Während alle vor Angſt und Furcht ſchauerten, rief der Kaiſer, der des Feindes Freude ſah: Du, aller Bosheit Erfinder und Entzünder haſt dieſen Tag des Streites und der Trübſal gemacht; wir aber wollen ihn mit der Gnade Gottes, der ihn glorreich gemacht, den Armen freudenreich machen. Das Lied wurde von Neuem zu ſingen begonnen und die Gnade des heiligen Geiſtes angefleht, der unter den Weinenden, den Singenden, in Trauer die Bruſt Schlagenden ſichtlich weilte. Nach Beendigung der Meſſe ließ der Kaiſer die Armen verſammeln und vertheilte dreimal die Speiſen an ſie, die für ihn im Palaſt bereitet waren. Er ſelbſt trug die Gerichte auf und ſtand wie ein Diener von ferne. Die Überbleibſel allein genügten ihm. *)

Es wird erzählt, **) man habe lange Zeit geglaubt, daß man das Loch, durch welches der Teufel gefahren, nicht habe zumauern dürfen oder können.

---

*) Das Jahr dieſes Streites wird von den Einen auf 1076, von Andern auf 1095 angegeben. Die niederſächſiſchen Chroniſten nennen Heinrich IV.; das magn. chron. belg. und der fasciculus temporum von Rolevinck (Ausg. v. 1483. Bl. 72b) Heinrich III. Beide Schwankungen machen für die Sage natürlich nichts aus.

**) Rehr I. c. 2, 453. Honemann, Altertb. d. Harzes. 1751. Mühler, Sr. müſ. Stund. 1810. Th. 1

Viele Jahrhunderte blieb es offen. Man beſprach und beſprengte es vergebens mit Weihwaſſer, endlich wandte man ſich an den Herzog von Braunſchweig und erbat ſich deſſen Baumeiſter. Dieſe Baumeiſter mauerten eine ſchwarze Katze mit ein und beim Einſetzen des letzten Steines bedienten ſie ſich der Worte: «willſt Du nicht ſitzen in Gottes Namen, ſo ſitz ins Teufels Namen!» Dies wirkte und der Teufel verhielt ſich ruhig, blos bekam in der folgenden Nacht die Mauer eine Ritze, die noch zu ſehen iſt bis auf den heutigen Tag. Andere ſagen auch, man habe eine Bibel mit in das Loch gemauert und von der Zeit an ſey es beſtändig zugemauert geblieben.

26.

Das Teufelsbecken zu Goslar.

Müllers Streifereien durch den Harz. Quedl. u. Leipz. (ohne Jahrzahl) 2. 146.

Auf dem Markte in Goslar ſteht ein großes ehernes doppeltes Becken, welches durch Röhren ſtets mit Waſſer gefüllt iſt. Wenn Feuer in der

Stadt entſteht, ſo wird das Becken einige Mal angeſchlagen, welches einen ſo ſtarken Ton von ſich geben ſoll, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Niemand weiß, ſeit wann dies Becken da ſteht, daher glaubt der gemeine Mann, der Teufel habe es einſt zur Nachtzeit an die Stelle geſetzt.

27.

Der heilige Nikolaus.

Mehr 2. 457.

An der Kanzel der Nikolai-Kirche in Goslar hangen zwei eiſerne Handſchellen, davon die Sage lautet: ſie ſeyen einſt einem gefangenen Grafen von ſelbſt von den Händen geſprungen, als er bei ſeiner Einfuhrung in die Stadt den heil. Nikolaus angerufen.

28.

Teufels-Grube.

Lehrens Harz. 182. Mehr 2. 473 *)

In den Goslarſchen Bergwerken befindet ſich die ſ. g. Teufelsgrube. Nach dem Volksglauben hat

*) Beide ſchöpften aus Lehrens Bericht vom Harzwerk S. 79

der Teufel sie auf seine Kosten anlegen lassen, da sie sehr reichhaltig an Silber gewesen. Den Gewerken und Bergbauern hat er allwöchentlich ihren verdienten Lohn erlegt und sein zugemessen Erz davon getragen. Als aber einstmals die Bergleute das Erz mit dem Teufel nicht redlich getheilt, da ist er ergrimmt und hat die Grube über den Haufen gestürzt, daß bei tausend Menschen darin erschlagen wurden. Seit jener Zeit führt sie den Namen Teufelsgrube.

29.

Der Thurm zu Scharzfeld.

Galeöe Chr. Chr. IV. 2. 14. Henemann I. 42.

Im Jahre 1080, als die Grafen von Lutterberg auf dem Schlosse Scharzfeld wohnten, trug Kaiser Heinrich IV. unziemliche Liebe zu eines Grafen auf Scharzfeld Eheweib. Ein Mönch im Kloster Pöhlde machte dem Kaiser einen Anschlag, daß er den Herrn von Schartfeld zu sich ins Kloster erfordern und denselben mit geworbener Mannschaft nach fernen Orten senden solle.

Des andern Tages ging Kaiser Heinrich auf

die Jagd in der Nähe von Scharzfeld aus, und mit ihm der Mönch in weltlicher Kleidung, kam mit dem Mönche an das Haus, bemächtigte ſich der Gräfin und vollführte ſeinen Willen. Wie dies geſchehen, ſoll der Teufel, der ſchon vordem in dem hohen Thurme gehauſt und viel Gepolter getrieben, durch den Thurm in die Luft gefahren, die Dachung abgeworfen und geſchrien haben, daß der Mönch an dieſer Unthat ſchuldiger ſey, denn der Kaiſer. Von der Zeit an haftete keine Dachung mehr auf dem Thurme. Was man am Tage bauete, wurde Nachts wieder eingeriſſen. Der Mönch aber iſt nachher nie wieder ſeines Lebens froh geworden. Nach Andern hat er ſich über den ſchroffen Felſen, am Geſtade der Oder, erhenkt, da wo noch jetzt der Berg die Schandenburg geheißen wird. *)

*) Bothe (Chron. br. p. (Leibn. III) p. 332) u. Wange (Thür. Ch. fol. 32 b) fügen hinzu: der Kaiſer habe befohlen, den Ritter zu morden; aber der Ritter ſey gewarnt und die Bosheit ausgekommen. Darum wären die Kurfürſten zuſammen gekommen und hätten Heinrich vom Reiche entſetzt.

30.

Die Zwerglöcher.

Behrens Herc. cur. 36. 62. 74. 75.

Nicht weit vom Schloſſe Scharzfeld (auch in Elbingerode und im Rübenlande) finden ſich oben an der Decke der Felſenhöhlen des Harzes runde oder andre kleine Höhlungen, die der gemeine Mann die Zwerglöcher nennt und für die Ein- und Ausgänge der Höhlen hält, wodurch die Zwerge vor Alters vermittelſt einer Leiter ſollen ein- und ausgeſtiegen ſeyn. Dieſe Zwerge hatten ihre Wohnungen in den Höhlen, wo ſie ganze Paläſte hatten, ſchöne Bilder und Säulen, ſchöne Brunnquellen und fließendes Waſſer, alles aus Tropfſtein, wie von Menſchenhand gebildet, wie einſtmals fünfundzwanzig Männer ſelbſt wahrgenommen, als ſie ſich am Abend auf Petri und Pauli eidlich verbunden hatten, dieſe Höhle gänzlich zu durchkriechen. Die alten Leute erzählen auch, wie vormals dieſe Zwerge den Einwohnern alle Güte erzeigten. Fiel eine Hochzeit vor, ſo gingen die Eltern oder Verwandten nach ſolchen Höhlen und begehrten von den Zwergen meſſingne und kupferne Keſſel, eherne Töpfe, zinnerne

Schüſſel und Teller, auch anderes nöthiges Tiſch- und Küchengeſchirr. Sie traten dann ein wenig zurück, worauf die Zwerge alsbald die verlangten Sachen vor den Eingang der Höhle ſetzten. Die jungen Leute, die ſie begehrten, holten ſie dann ab; wann nun die Hochzeit vorbei war, brachten ſie alles Geborgte wieder dorthin und ſetzten zur Dankbarkeit etwas Speiſe dabei. Später, man weiß nicht weshalb, wurden die Zwerge boshaft, tückiſch und diebiſch, ſtahlen das Brod aus den Bäckerläden, ernteten die Felder ab, die ſie nicht beſäet hatten, raubten ſogar Säuglinge aus den Wiegen und legten Wechſelbälge hinein. Da beſchloſſen die Landbewohner, ſie zu vertreiben, ſchlugen, wo ſie die Zwerglein witterten, mit Ruthen nach ihnen. Trafen ſie einen, ſo ſtand er gleich ſichtbarlich da, wurde gefangen und eingeſperrt. Einſtmals ſahen die Bauern in der Dämmerung einen ganzen Schwarm von Zwerglein unter ihrer Linde erſcheinen, die klagten gewaltig über das undankbare Menſchenvolk, begehrten die Auslieferung ihrer gefangenen Brüder und verſprachen dafür aus den Gebirgen zu ziehen. Das geſchah. Und eine ganze Nacht hin-

durch hörten die Bauern das Getrappel der kleinen abziehenden Zwerglein auf der Brücke. Sie zogen gen Morgen, auf Quedlinburg zu, und kamen nie wieder. Nur noch ab und an zeigen ſich einzelne von ihnen am Harz, aber als freundliche, dienſtbare Burg- und Hausgeiſter.

31.

Teufels-Tümpel.

Nohr 2. 33⁶.

Wenn man von Herzberg nach Oſterode kommt, ſo liegt an der Landſtraße, rechter Hand, ein Thal, in welchem ſehr viele Teiche und Seen gelegen, ein Teich an dem andern. Man nennt dieſe Umgegend den Teufels-Tümpel und das Volk ſagt, daß der böſe Geiſt den Tag nach Johannis an einem gewiſſen Orte hierum ſich ſehen laſſe und zwar allezeit in der Geſtalt eines Thieres, bald als ein Stier, als ein Pferd, als eine Gans. Wer ſich dadurch verleiten läßt, den ſoll er ſchabernacken, auch oft mancherlei Verdruß und Nachtheil zufügen.

32.

Die Steinkirche.

Schuſter a. a. O. 129.

Im Fürſtenthum Grubenhagen, unweit Herzberg, liegt das Dorf Scharzfeld. Ehedem war es eine rauhe unwirthliche Gegend, felſige Berge, auf deren Kuppen die Götzenbilder des Krodo und der Oſtera ſtanden.

Einſt kehrte ein frommer Klausner aus fremden Landen dort ein, um die Bewohner zum Glauben zu bekehren. Aber dieſe erkannten ihn nur als einen Läſterer ihrer Götter, wollten ihn umbringen und drangen mit tödtlichen Waffen auf ihn ein. Da erloſch plötzlich der flammende Oſterbrand, düſtere Nacht wurde es ringsumher, nur das Haupt des Greiſes umleuchtete ein blaſſer Schimmer. Darüber erſchrak die wilde Schaar, zog ſich zurück und berieth mit ihrem Herzoge, was des Fremdlingen Loos ſeyn ſolle. Einſtimmig ſprachen ſie, daß er ſterben müſſe. Wie ſie ihn in feierlichem Zuge zum Richtplatze führten, nahm der Greis dem Nächſten eine hölzerne Streitaxt aus den Händen und ſprach: So gewiß ich mit dieſem Holze den harten Felſen

ſpalten und daraus eine Kirche zur Anbetung des wahren Gottes ſchaffen werde, ſo wahr iſt das Wort, das ich Euch verkündet.

Darauf hieb er mit der Axt nach dem Felſen und ſiehe, der feſte Stein löſte ſich wie weiche Erde. Da wurden die Bewohner ihres Irrwahns inne, fielen auf die Knie vor dem Greiſe und gelobten, ſeinen Worten zu glauben. Dann führte der Greis ſie an die Oker hinab, weihete ſie durch das Bad zu Gliedern ſeiner Kirche. Und immer mehr Gläubige ſammelten ſich aus allen Gegenden um ihn her, um die Lehren des frommen Bekehrers zu vernehmen.

Auf dieſe Art entſtand an dem ſchroffen Felſenabhange das uralte Gewölbe der Steinkirche mit ihrer Kanzel und ihrem Weihkeſſel.

33.

Das Weingartenloch.

Mündlich.

Unweit Nuxei, eine gute Stunde von Lauterberg, liegt das Weingartenloch, wovon die Sage geht, daß es die reichſten Schätze, Berge von Gold

und Silber in ſich verſchließe. Aber es iſt ſchwer hinein zu gelangen, weil der Durchgang ſo ſchmal und gefährlich iſt; auch iſt ſelten Einer lebendig wieder hervorgekommen. Alte Leute wußten zu erzählen: Wenn man nur muthig durch den erſten Eingang ſich durchgewunden, ſo komme man alsbald an einen weiten Raum, wo der Teufel ſchon harre, und die Ankommenden ganz freundlich in einen groſſen, von tauſend Kerzen herrlich erleuchteten Saal führe. In der Mitte des Saales ſtehe ein Tiſch, worauf ein groſſes Buch aufgeſchlagen liege. Habe man nun eine Zeitlang dort geraſtet, ſo würde man durch die prächtigſten Zimmer geführt, wo ganze Berge von Gold und Silber lägen. Wer ſich dem Teufel verſchreibe und zu dem Ende ſeinen Namen in das groſſe Buch eintrage, der könne von den Schätzen ſo viel nehmen wie er wolle und ungefährdet damit wieder auf die Oberwelt zurückkehren.

Eine Magd ſtieg hinab, aber weil ihr Gelenchte zu Ende ging, wußte ſie den Ausgang nicht wieder zu finden und kam um. Einen Jäger fand man todt am Eingange der Höhle.

34.

Das Magdbette.

Mündlich.

Auf einer Burg am Harz diente eine fromme Magd, die der Edelfrauen Gemahl als Säugling aus einer Fehde heimgebracht hatte. Er hatte sie auf dem Blutfelde an der Bruſt ihrer erſchlagenen Mutter gefunden. Sie wurde groß und ſchön und regte die Lüſte des wilden Ritters auf. Wie er ſie zu ſeinem Willen nöthigen wollte, entfloh ſie aus der Burg. Da ließ der Burgherr ihr durch ſeine Leute nachſetzen, aber ſie war in ihrer Angſt ſchon weit voraus und bis ins Brockenfeld gekommen. Da mußten die Männer von der Verfolgung ablaſſen, denn ſie fanden in der weiten Wüſte bald keine Spur von dem Mädchen mehr. Ein junger Knappe war unter ihnen, der trug ſeit langer Zeit ſtille Liebe zu der Jungfrau. Der ließ nicht ab nach ihr zu ſuchen Tag und Nacht, und bat beweglich zum Himmel, daß er ihn doch zu ihr führen möchte. Da ſah er eines Abends einen wunderbaren Lichtſchein, folgte ihm und kam an eine ſchmale Höhlung des Brockenberges. Darin lag die

Jungfrau wie ein ſchlummernd Kind auf dem mit Moos umwachſenen Felſenſteine, und helle Lichtſtrahlen, die aus dem Boden aufſtiegen, leuchteten von allen Seiten auf ihr Lager. Er trat heran, die Magd zu wecken, aber ſie erwachte nicht wieder, und traurig begrub er ſie an derſelben Stelle. Seit jener Zeit heißt die Höhlung das Magdbette.

35.

Der Tanzteich.

Mündlich.

Bei Niederſachswerfen, an dem Wofleber Wege, liegt dicht am Fuße des Mühlberges ein Teich, der Tanzteich genannt, an deſſen Stelle ehemals eine Schenke geſtanden. Einſt waren hier an einem Sonntagnachmittage Gäſte verſammelt und ließens ſich bei Bier, Muſik und Tanz wohl ſeyn. Da zog ein Gewitter gegen den Mühlberg und hielt über der Schenke, in der die laute wilde Geſellſchaft nicht aufhörte zu tanzen und zu lärmen. Einer ging in ſeinem Frevelmuthe ſo weit, daß er ſagte: «Hört einmal, wie der liebe Gott mit den Bierfäſſern

rollt!» Indem fuhr ein Blitz und Donnerschlag hernieder und die Schenke versank mit Allen, die darin waren. Aus dem Abgrunde quoll ein dunkles schwarzes Gewässer herauf, das den Tanzteich bildet.*)

In diesem Teiche lebt ein Ungethüm, das ein fremder Wasserspringer einst heraufholen wollte, aber nicht aufzufinden vermochte. Dagegen sah eine Frau aus Sachswerfen oben vom Rande des Mühlberges, wo er jählings gegen den Tanzteich hin abfällt, einstmals, wie ein Geschöpf sich über das Wasser emporhob. Es hatte ein menschliches Angesicht und war über und über mit langen schwarzen Zotteln wie ein Pudel bedeckt. Während sein Unterkörper im Wasser zurückblieb, stützte es die Vorderpfoten auf einen Stein am Ufer und schüttelte das Wasser aus seinen langen schwarzen traufenden Zotteln. Nach einer Weile tauchte es in den Teich zurück.

*) Nehr (l. c. 2. 50) erzählt: wenn man auf diesem unergründlichen Teiche mit einem Kahne fahre und den Bergen zu nahe komme, so fange das Wasser gleichsam zu tanzen und mit den Fahrenden im Kreise umzugehen an; daher komme der Name Tanzteich.

36.

Das graue Männchen.

Mündlich.

Auf der Brücke zwiſchen Ilefeld und der Johannishütte ſaß ein kleines graues Männchen, das den Vorübergehenden zuzurufen pflegte: «Helf Dir Gott ins Himmelreich.» Als einſtmals ein armer Bergmann aus Ilefeld über die Brücke ging und der kleine graue Mann ihn mit dem gewöhnlichen Gruße: «Helf Dir Gott ins Himmelreich» anredete, antwortete der Bergmann: «Und Dir auch!» worauf das graue Männlein verſchwand und ein großer Schatz daſtand. Der Bergmann nahm denſelben zu ſich und zog mit Frau und Kindern an einen andern Ort, wo keiner was von ihrem Reichthum wußte. Das graue Männchen hat ſich ſeitdem nicht wieder ſehen laſſen.

37.

Das Nadelöhr beim Kloſter Ilefeld.

Behrens Harz, cap. 126.

Über dem Kloſter Ilefeld zur linken Hand, gleich bei dem Harzfahrwege, iſt an einen hohen

Berg ein nicht gar hoher doch ſtarker Steinfels gewachſen, welcher in ſeiner Mitte eine enge und ſchmale durchgehende Höhle hat, und das Nadelöhr genannt wird. Wenn die Knechte aus Nordhauſen und den umliegenden Ortſchaften zum erſten Male hinter Ilefeld in den Harz fahren, um daher Brennholz auf Wägen abzuholen, und an dieſen Ort gelangen, ſo müſſen ſie mit großer Mühe dreimal durchkriechen und werden dazu noch von ihren dabei ſtehenden Kameraden beim Ein- und Auskriechen mit Peitſchen und Geißelhieben tapfer abgeſchlagen. Wollen ſie dieſe Kurzweil nicht ausſtehen, ſo müſſen ſie ſolches mit Gelde bezahlen. Der gemeine Mann erzählt von dem Urſprunge des Felſens: einſtmals ſey ein Hühne oder Rieſe etliche Meilen gereiſet; als er nun hinter Ilefeld gekommen und gefühlt, daß ſein Schuh ihn heftig drücke, hätte er denſelben ausgezogen und dieſen großen Stein darin gefunden, welchen er an den Ort, wo er noch liegt, geworfen habe.

Anders ſpricht von der Entſtehung des Ilefelder Nadelöhrs die nachfolgende, ſchriftlich mitgetheilte Sage:

In dem felſigen Behrthale lebte auf ſeiner Burg

Graf Ilger von Bielſtein und bewachte den Eingang in die Gebirge, den man ſpäter die porta Ilefeldensis genannt hat. Ohne Unterſchied beraubte und mordete er, was er von ſeiner Raubveſte erſpähete und keiner, der die Straße zog, war ſeines Lebens ſicher. Auf allen Gipfeln der Berge, die hier ſteil und ſchroff emporragen und welche das Volk nach ihrer Form den Gänſeſchnabel, Mönch und Brodſtein benannt hat, lauerten Wächter des Grafen und thaten kund, wann eine Beute nah war. So zog auch einſtmals Graf Conrad von Beichlingen, ein Sohn des Otto von Nordheim, mit einer kleinen Schaar Reiſſiger durch dieſe Waldungen nach dem Erbe ſeiner Väter, da brach unvermuthet aus ſeiner Burg der Raubritter hervor und tödtete den Edlen von Beichlingen mit ſeiner ganzen Mannſchaft, daß auch nicht einer entkam, um die That zu verkünden. Aber es war dieſe Unthat kaum geſchehen, ſo erhoben ſich, überdrüſſig der vielen böſen Thaten, die da über ihren Häuptern verübt wurden, die Berggeiſter und Kobolde aus ihren Klüften und Felshöhlen, wälzten ungeheure Felsblöcke in das Thal, trieben die Behre aus ihren Ufern, daß Ilgers und ſeiner

Leute Beſitzungen gänzlich überſchwemmt wurden. Alle Wege waren geſperrt, nur eine Öffnung hatte ſich in einem gewaltigen Felſen gebildet, ähnlich einem Nadelöhr, durch das man hindurch kriechen mußte, um auf die andere Seite des Thals zu gelangen. Ilger gelobte, zur Büßung ſeiner Sünden, und um die Berggeiſter zu verſöhnen, an dem Orte, wo er Conrad erſchlagen, eine ewige Lampe anzuzünden, und alsbald beruhigten ſich auch die Geiſter des Gebirges und der Fluß ging ruhig wieder in ſein Bett zurück. Ilger hielt Wort und ſtiftete das Kloſter. Zur Erinnerung an dieſe Begebenheit aber kam der Gebrauch auf, den die vorhergehende Sage berichtet.

38.

Der Schatz.

Mündlich.

Bei Appenrode in der Grafſchaft Hohnſtein liegt an einem Berge ein großer runder grüner Fleck, auf dem ſich öfter Flämmchen ſehen laſſen. So groß dieſer Fleck, ſo groß iſt ein Keſſel, der darunter

verborgen liegt und einen großen Schatz enthält. Wer ihn heben will muß in der Mitternacht ſchweigend hinzugehen, eine ſchwarze Katze, einen weißen Hahn und ein Drittes *) mitbringen und dort tödten. Einſt hatten ſich drei Geſellen vereint, um den Schatz zu heben. Sie brachten eine ſchwarze Katze, einen weißen Hahn und das Dritte mit ſich und gruben den Schatz ſchweigend heraus. Schon wollten ſie ſich deſſelben bemächtigen, als einer von den Dreien über die Größe deſſelben erfreut einen Schrei ausſtieß. Sofort war der ganze Schatz wieder verſunken.

39.

Die Hufeiſen.

Otmar 113.

Graf Ernſt von Klettenberg ritt einſt, an einem Sonntagmorgen, zu einem großen Gelag nach Elrich. Viel waren der geladenen Ritter, die hier um

*) Der Erzähler wußte dies Dritte nicht zu nennen, erinnerte ſich auch nicht, es nennen gehört zu haben. Vielleicht iſt es niemals namhaft gemacht worden.

den Ehrenpreis — tranken, der ausgesetzte Dank war eine goldne Kette. Viele Stunden tranken die Ritter, bis einer nach dem andern unter der Last der ungeheuren Humpen erlag. Nur Ernst von Klettenberg stand noch und nahm siegstolz die goldene Kette, und hing sie sich um den Hals. Drauf wollt er sich dem Volke als Sieger zeigen, wankte aus dem Gemach und befahl sein Roß vorzuführen. Vier Knappen hoben ihn darauf. So ritt er durch das Städtlein nach Klettenberg zu. Wie er durch die Vorstadt kam, hörte er in der Kirche, dem heiligen Nikolaus geweiht, die Vesper singen, ritt in seinem Taumel durch das offne Kirchthor ein, mitten durch die Gemeinde bis vor den Altar. Aber wie das Roß die Stufen des Altars betrat, siehe, da fielen ihm plötzlich alle vier Hufeisen ab und es sank nieder mit seinem Reuter. Zum ewigen Andenken wurden diese vier Hufeisen an die Kirchthür genagelt, wo sie Jahrhunderte lang gesehen wurden. *)

*) Seit einigen Jahren befinden sich diese Denkmäler der Vorzeit in dem Inspectorat zu Gleich, da jene Kirche eingestürzt ist